



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

26. Jahrgang. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich im Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit Extra-Beilagen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden.
Preis per Jahrgang \$1.50 postfrei.

Februar 1898.

Inhalt: Eine Sommerfahrt durch Jesso, die Nordinsel Japans. — Die Mission von Alaska. (Fortsetzung.) — Die Schwestern U. S. Frau am Kwango. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Korea (Seminar für den einheimischen Clerus); China (Der Mord in Süd-Schantung; Mission von Ost-Hupe; Priesterseminar in Tschekiang); Vorderindien (Puna und Rückblick auf das Hungerjahr); Aegypten (Die koptische Kirche); Westafrika (Die Mission am Ubanghi); Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die Schiffbrüchigen. (Fortsetzung.) — Der Kindermord in China.

Eine Sommerfahrt durch Jesso, die Nordinsel Japans.

(Nach dem Reiseberichte des hochw. Herrn Michael Ribaud, Missionärs des Pariser Seminars.)

Jesso, die große japanische Nordinsel, welche mit den Kurilen und den andern, kleinern Inseln ein Gebiet von 94012 qkm, also größer als Portugal, umfaßt, ist der Stammsitz der Ainos. Bis in die allerneueste Zeit war die Insel in Wirklichkeit das, was ihr alter Name Jebisu-Kura besagt, „das Land der Wilden“. Einer der ersten Europäer, die hier gelandet, scheint der Jesuit P. Hieronymus de Angelis, ein Sicilianer, gewesen zu sein. Um 1618 setzte er in einer japanischen Dschonke über die Meerenge von Tsugaru, welche Jesso von Nippon, der großen Mittelinsel, trennt, und landete in Matsumai (heute Fukuja), das schon damals theilweise von japanischen Kolonisten bewohnt wurde. Die Absicht des kühnen Apostels war, das Land, die Sprache und Sitten seiner Bewohner zu studiren, um auch hier das Zeichen der Erlösung aufzupflanzen. Er stellte fest, daß Jesso eine Insel und nicht, wie man glaubte, eine aus dem chinesischen Festlande vorragende Halbinsel sei. Diese und andere Nachrichten, die er über das Eiland in Erfahrung brachte, wurden durch spätere Forscher bestätigt. 1643 stellte der Holländer Schoep die Meerenge von Tsugaru fest, und 1787 fand der Franzose Laperouse auf seiner Fahrt längs der Küste Ostsibiriens den offenen Durchgang, der heute noch seinen Namen trägt. Zu jener Zeit, im Beginne des 18. Jahrhunderts, befaß Matsumai Jossijohoro, der Herrscher von Jesso, 1897/1898.

die Insel als Vasall und Lehensmann des großen Schogun (Name des weltlichen Reichsoberhauptes im alten Japan) Jheyasü. Matsumai war damals wohl die einzige Stadt, in welcher das japanische Element vorherrschte. In den kleinen Ortschaften längs der Küste, in den unabsehbaren Waldgebieten des Innern, an den Ufern der Seen und Flüsse wohnten die Ainos, die tiefstehende, ungebildete, rohe Urbevölkerung Japans, die, von dem eindringenden Eroberungsvolke mehr und mehr nach Norden gedrängt, auf der unwirtlichen Nordinsel eine sichere Zufluchtsstätte gefunden hatte. (Vgl. die Schilderung dieses merkwürdigen Völkchens im Jahrgang 1886, S. 206 ff.) Bis 1868, dem Geburtsjahr des modernen Japans, schloß die abgelegene, mit den „acht großen Provinzen“ des eigentlichen Mikadoreiches nur lose im Zusammenhang stehende Insel ungestört den Schlummer barbarischer Unmündigkeit. Erst der laute Lärm der gewaltigen Umwälzung, die im Mikadoreiche sich vollzog, begann auch das Echo ihrer stillen Berge zu wecken.

Die Regierung betraute eine Kolonisationsgesellschaft, Kaitakuschi genannt, mit der Aufgabe, die Insel mit japanischen Kolonisten zu besiedeln, die unermesslichen fruchtbaren Bodenstrecken urbar zu machen und die reichen Schätze des Landes zu heben. Von da an bildete Jesso einen wichtigen Theil des Mikadoreiches und erhielt den neuen officiellen Namen Hokkaido, d. h.

Meerweg des Nordens. Hier öffnete sich nun dem Unternehmungsgeist und dem Schaffensdrange Jungjapans ein weites Feld. Während der Wogenschlag der neuen Kultur auf den Süd- und Mittellinseln an den starren Formen der alten Zeit zum Theil sich brach, fand er auf der noch uncivilisirten Nordinsel gar kein Hemmnis vor. Hier waren keine Vorurtheile zu zerstreuen, sondern alles neu aufzubauen. Darum trägt Jesso, soweit es bereits in den Bereich der Kolonisation gezogen ist, mehr als Altjapan den Stempel der neuen Ära. Die folgenden Ausführungen werden in anschaulicher Weise zeigen, was hier in etwa 30jähriger Kolonisationsarbeit geschehen ist.

Die Einwanderung, durch die Regierung in jeder Weise begünstigt, schwellte die Bevölkerungszahl von etwa 30 000 rasch auf die erste Million. (Nach dem Dict. de Géogr. univers. betrug die Einwohnerzahl 1886: 226 237, 1891: 314 108, wovon 5 Kuazofu, d. h. höhere Adelige, 41 950 Sijofu [oder Samurai], d. h. Angehörige der einst so mächtigen Kriegerkaste, 272 153 gewöhnliche Bürger waren. Es kamen somit damals erst drei Einwohner auf 1 qkm, während das Verhältniß in Central-Nippon 166 auf 1, in West-Nippon 173 auf 1 ist.)

Ein Straßennetz wurde durch die ganze Insel gelegt, von einem Ende zum andern. Bahnlinsen verbinden die wichtigsten Punkte. In den Lichtungen des Urwaldes entstehen schöne Meiereien; zahlreiche Kolonistendörfer wachsen wie durch Zauberschlag aus dem Boden, die einen längs der Küste, die andern tiefer im Innern. Straßkolonien, die an verschiedenen Punkten angelegt wurden, entwickeln sich zu Musterfarmen und Industriezentren. Auf den gerodeten Waldplätzen erstanden Städte wie Hakodate, Mororan, Otaru, Kushiro, Nemuro u. a., die mit denen von Nippon wetteifern. Sapporo, die Hauptstadt, wie einst Petersburg gleichsam über Nacht geschaffen, ragt stolz empor, umgeben von hundertjährigen Wäldern, schmückt sich mit Palästen und wächst für das neue Kolonialland zum Mittelpunkt der Industrie und zu einem Hauptsitz für Kunst und Wissenschaft heran.

Begleiten wir nun nach diesem kurzen Ueberblick unsern Führer auf seiner Sommerfahrt, und lassen wir uns von ihm wenigstens die hauptsächlichsten Eindrücke und Erlebnisse erzählen.

1. Hakodate.

Ein stolzer Dampfer der japanischen Handels- und Postgesellschaft, der Gembu Maru, bringt uns von Omori, dem bedeutendsten Hafenplatz am Nordende Nippons, über die Meeresstraße von Tsugaru hinüber nach Jessos bedeutendster Hafenstadt Hakodate, zugleich der Residenz des katholischen Missionsbischofs der gleichnamigen Norddivise.

Der Eindruck, den man empfindet, wenn man von Nord-Nippon plötzlich in dieser modernen Hafenstadt landet, ist ein ganz eigenenthümlicher, ähnlich, wie wenn ein Reisender nach einer Fahrt durch Italien mit seinem Colosseum oder durch Griechenland mit seinen klassischen Erinnerungen urplötzlich in das Getriebe von New York oder Philadelphia sich versetzt findet. So mächtig nämlich die Umwälzung die Großstädte Nippons berührt hat, dem Innern des Landes konnte sie den altjapanischen Charakter nicht rauben. Auf Schritt und Tritt stößt hier der Reisende noch auf die Spuren und Zeugen der nationalen Geschichte und Kultur, die so fremdartig, so farbenfroh wie ein Märchen aus alten Zeiten im schärfsten Gegensatz steht zu der Prosa der modernen Welt. Hier ragen die alten Burgen und erzählen von dem feudalen Ritterthum des japanischen Mittelalters; hier prangen die

Denkmale der alten Dynastien, vom magischen Zauber der Vorzeit umwoben. Noch bewahrt Kioto (Kiō = Sitz) oder Miako (eigentlich Mijsako, d. h. Hauptstadt) seinen stolzen Vorrang als einstige (794 bis 1868) Reichshauptstadt des Mikado oder Daiwi-Samas, d. h. des geistlichen Staatsoberhauptes (siehe über das Verhältniß von Mikado und Schogun Jahrg. 1885, S. 6 f.), und trägt uns mit seinen Erinnerungen um viele Jahrhunderte zurück in die Glanzperiode „der Söhne der Sonnengöttin“, die hier in dem prachtvollen Palast des Gofcho residirten (siehe Bild S. 100), den Blicken der Sterblichen in geheimnißvoller Verborgenheit sich entziehend. Unweit davon blinkt der Spiegel des Biwa-Sees, um den die alten Poeten einen so schauerlichen Sagenkranz gewunden. An seinen Ostufeln ragt der gefeierte, mit Tempeln bedeckte Hieizan-Berg, eine Hauptfeste des buddhistischen Cultus, und ruft die Schreckensthat des Herrschers Nobunaga wach, der in grimmem Zorne gegen die herabgesunkene Bonzenwirtschaft in einer Nacht 2000 Tempel in Flammen aufgehen ließ. Südwärts ziehend, stoßen wir auf die einst so berühmte Kaiserstraße, den Tokaido (siehe Bild S. 101). Wie war sie einst in der Vorzeit so lebhaft begangen! Denn hier zogen zweimal des Jahres die Daimios oder Vasallenfürsten in prunkvollem Aufzug, begleitet von ihrem Heerbann, hinauf nach Tokio, dem alten Jeddo, um dem Schogun oder Taikun zu huldigen. Etwas nördlich davon liegt der besuchteste und berühmteste Wallfahrtsort der Japaner, Nikko, das Herrliche! „Solange du Nikko nicht gesehen,“ sagt das Sprichwort, „sprich nicht von Großartigem.“ Tief im Schoße einer romantischen Gebirgslandschaft, zwischen dunkeln Ederwäldern, rauschenden Strömen, plätschernden Wasserfällen (die „Wasser ewigen Tosen“ nennt sie der Japaner), zwischen einsamen, tiefblauen Seen, da liegt dieses beliebte Heiligthum buddhistischer Andacht, die gefeierte Grabstätte des Taikō Iyeyasu, des größten japanischen Herrschers. Und hier hat die altnationale Kunst in Malerei und feiner Lazarbeit, in Baukunst und Sculptur ihr Bestes, ein prachtschimmerndes Juwelentästlein geschaffen (vgl. Jahrg. 1895, S. 251 ff.). Hier ist noch keine Spur von abendländischem Wesen, hier ist alles Altjapan, der poetische Schauplatz der einheimischen Sagen und Volksmärchen, die fast alle beginnen: „Es war einmal in den Nikkobergen . . .“

Und nun zurück nach Hakodate. In einem Augenblick sind gleichsam Jahrhunderte verschwunden und ein neues, ganz verschiedenes Zeitalter angebrochen. Hakodate ist ganz ein Kind des modernen Japans. Vor etwa 30 Jahren lag hier ein armes Fischerdorf, vor 100 Jahren rauschten hier die Wipfel des Urwaldes. Auf einmal ward dieser einsame Küstenplatz der Zielpunkt einer immer mächtiger nachdrängenden Auswanderung. Und alle diese Auswanderer und Kolonisten kamen, erfüllt von den neuen Ideen, die der Westen ihnen gebracht. So entstand eine fast ganz europäische oder besser amerikanische Stadt mit breiten Straßen, großen Gebäuden, Schulen aller Art, Denkmälern u. s. w. Ja hier, wo keine alten Erinnerungen und Ueberlieferungen dem „Fortschritt“ sich gleichsam grollend und vorwurfsvoll entgegenstellen, hat das moderne Culturleben viel freier und ungeschelter mit all den Etiquetten der Vorzeit gebrochen — der Japaner ist hier fast ganz Yankee geworden.

Hakodate liegt malerisch auf einer hügeligen, birnförmig sich erweiternden und auf beiden Seiten tief eingebuchteten Halbinsel (siehe Bild S. 108). Von dem künstlichen Hügel des prächtigen Stadtparkes aus, auf dessen Spitze die Sternwarte sich erhebt, gewinnt man einen guten Ueberblick. Bequem an den sanft ab-

fallenden Hügelflanken und in der Niederung hingelagert, liegt da die große Stadt mit ihren 70 000 Einwohnern. Aus dem graulichen, einförmigen Dächermeer heben sich stattdieh die in europäischem Stil gehaltenen Gebäude und die zierlichen Bogenlinien der Pagoden. An den schön geschweiften Baien zur Linken und Rechten dehnt sich die endlose Reihe der Warenschuppen und Reedereien, und draußen auf der blanken Fluth wiegt sich der Mastenwald zahlloser Segler und Dampfer.

Südwärts zeichnen zwei bläuliche Linien den Horizont: die beiden Spitzen der Küste Nippons; nordwärts schließen die Gebirge Jessos den Rundblick, und hoch über allen thront halb von Wolken verhüllt wie eine Erscheinung aus anderer Welt der scharf geschnittene Vulkankegel des schneebedeckten Komagata mit seiner Rauchsäule.

Bekannt ist der feine Geschmack des Japaners für Garten- und Blumencultur. Er verräth sich auch hier in den herrlichen, das Stadtbild theilweise umrahmenden Parkanlagen mit ihren lauschigen, verschlungenen Pfaden, schattigen Alleen, zierlichen Brücken, schmucken Theehäuschen. Hier liegen auch mitten in den mit Miniaturpagoden und Buddhafiguren geschmückten Gärten die vornehmen Villen der reichen Welt. Großartiger wird die Scenerie, wenn man an den sanften Abhängen zur Meeresküste niedersteigt. An den hohen, steilen Uferfelsen hat der nie ruhende Bogenerschlag in jahrhundertelanger Arbeit seltsame, phantastische Gebilde geschaffen: tiefe Grotten gehöhlt, gotische Thorbogen gewölbt, deren wilde Ornamentik aus der Ferne wie riesige Reliefs erscheinen (siehe Bilder S. 104 u. 105). Manche dieser Bogen und Pfeiler sind von den Bogen so sauber geschliffen und gemeißelt, daß man an das Werk von Menschenhänden glauben möchte. Das dumpfe Tosen der Brandung, die schäumend und donnernd an den Felsen sich bricht, hebt noch die Großartigkeit des Bildes.

Die rasche Entwicklung Hakodates begann vor etwa 15 Jahren, als die Regierung, statt wie bisher das Kolonisationswerk bureaukratisch zu leiten und zu überwachen, dasselbe freigab und mehr der Privatinitiative überließ. Nun nahm die Bevölkerung mit reißender Schnelligkeit zu, der Handel blühte mehr und mehr auf, und bereits spricht man von einer neuen Abgrenzung des Reichthums für eine künftige Stadt von 300 000 Einwohnern.

Ein Hauptgrund der günstigen Entwicklung Hakodates ist seine für Schifffahrt und Handel äußerst günstige Lage. Sein natürlicher Hafen ist weit und tief und bietet selbst Schiffen mit dem größten Tonnagehalt bequemen Ankergrund. An der Südspitze Jessos gelegen, bildet die Stadt das Thor der Nordinsel und den bequemsten Knotenpunkt des Verkehrs zwischen Süden und Norden. Regelmäßige Dampferlinien laufen zwischen Hakodate, Yokohama und Nomori und zwischen den Küstenorten von Rambus und Echigo. Gleichzeitig ist Hakodate der berufene Ausgangspunkt der gesamten Küstenfahrt Jessos, an der Westküste bis Otaru, an der Ostküste bis Ofu, Kuchiro und weiter nördlich nach Nemoru, wo bereits die ersten Kurileneilande in Sicht kommen. Infolgedessen bildet Hakodate den Stapelplatz aller Waren und Producte der neuen Kolonie und der Kurilen. Die Erträge der in diesen Gewässern so reichen Fischereien: Sardinen, Heringe, Sepien, Salme, Meeresschweine, Fischottern, der Kombu (eine Algenart, die in Frankreich unter dem Namen „Meerkohl“ bekannt ist) u. a. m., stauen sich, ehe sie weiter ins Innere Japans oder ins Ausland versandt werden, massenhaft in den Hafendepots von Hakodate. Seine

Docks nehmen die Kohlen und den Schwefel der so reichen Bergwerke Jessos auf, um sie von hier nach China und Amerika zu verschiffen.

Die Stadt hat somit eine Zukunft und wird sich rasch zu einer der bedeutendsten Handelsmetropolen Ostasiens entwickeln.

2. Von Hakodate nach Mororan.

Von Hakodate führt der Weg uns weiter nach Mororan. Mühsam windet der Dampfer sich durch die endlose Reihe der Hafenschiffe hindurch. Nach kurzer Fahrt durch die Straße von Tugaru biegt er in die weit in das Inselland einschneidende „Bai der Vulkane“, so genannt wegen des Kranzes der mächtigen Vulkankegel, der sie umgürtet.

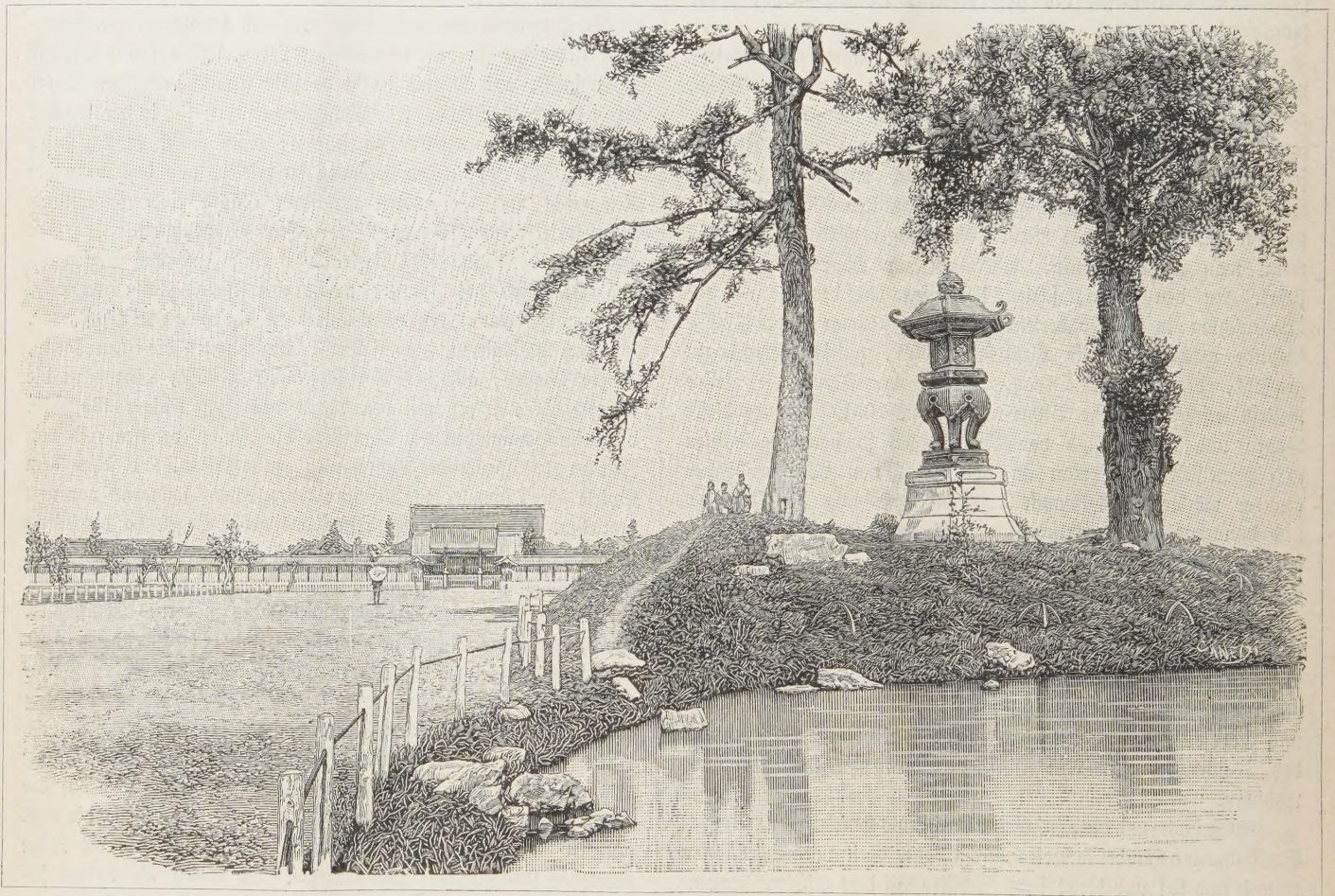
Doch wenden wir unser Auge von dem landschaftlichen Rundbilde lieber hin zu dem interessanten Leben, das auf dem Verdeck sich abspielt. Bis Mittag bleibt dasselbe ziemlich verlassen. Dann belebt es sich allmählich. Die Passagiere ergehen sich in der frischen Seeluft, um den Appetit zu stärken; dann macht es sich jeder bequem. Die Eßstäbchen beginnen zu spielen, und das nationale Reisgericht und die andern niedlichen Gänge einer japanischen Speisefarte verschwinden mit fabelhafter Schnelligkeit. Die See geht hoch, der Wind bläst unfreundlich rauh, und das Schlingern und Stampfen des Schiffes macht eine Unterhaltung schwierig. Einer nach dem andern verschwindet in die untern Schiffsräume. Von den Passagieren, die auf Deck bleiben, halten die einen Siesta, andere schauen, auf das Schiffsgeländer gestützt, hinaus in die bewegte See, folgen mit den Augen dem Zug einiger Walfische, die beim Herannahen des Dampfers die Flucht ergreifen und von Zeit zu Zeit sprühende Wassersäulen emporspritzen, und sehen dem Spiele der Tümmler zu, die ihre Wurzelbäume schlagend vor uns herziehen. Einige Matrosen reffen das große Segel, da der Wind umgeschlagen; andere sind damit beschäftigt, das Schutzdach gegen die Mittagshize auszuspannen.

Es ist dies alles ein ganz alltägliches modernes Schiffsbild, aber doch wieder eigenartig anmuthend und überraschend, weil es in Japan, auf einem japanischen Dampfer mit japanischen Passagieren so treu sich wiederfindet.

Dort steht der Kapitän in europäischer Tracht: schwarze Jacke, weiße Weste, neumodischer Halskragen mit Cravatte, goldverbrämte Mütze. Er steigt auf die Dienstbrücke, sagt dem Offizier auf der Wache einige Worte und beobachtet dann mit kalter Ruhe die See, ganz so wie irgend ein englischer Schiffskapitän. Seine Züge verrathen Kaltblütigkeit und Energie. Es waren die kleinen japanischen Offiziere dieses Typus, die am Yalu die chinesische Flotte in Grund gebohrt. Die japanische Flotte ist bereits eine Macht, mit welcher auch die europäischen Nationen rechnen müssen. Schon die geographische Lage Japans, welche ihm im Osten die Stellung anweist, die England im Westen innehat, macht den Japaner zum gebornen Seemann. Kaltblütigkeit, Thatkraft, körperliche Geschmeidigkeit und Ausdauer, rasche Entschlossenheit, alle diese Eigenschaften besitzt er in hohem Maße. Ihm dürfte daher auch am ehesten die Herrschaft der östlichen Meere zufallen. Dazu gehört aber die Fähigkeit, zu kolonisiren. Auch diese hat Japan bereits in Jesso bewährt. Schon eine Musterung unserer Passagiere liefert den Beweis. Die Bai von Mororan öffnet sich, und das Deck hat sich belebt. Aller Augen suchen die Küste mit jener Befriedigung, mit welcher jeder nach längerer Seefahrt wieder festen Boden unter den Füßen verlangt. Der größere Theil der Reisenden sind Kolonisten oder Auswanderer.

Die erstern waren Geschäfte halber in Hakodate; sie gehen heim, um ihre Arbeiten wieder aufzunehmen. Durchweg groß gewachsen, gut gebaut, mit wetterharten Zügen, machen sie sofort den Eindruck, daß sie aus eigener Kraft sich ihren Weg gebahnt und nach zehn-, zwölf- bis fünfzehnjähriger harter Arbeit sich zum Wohlstand emporgerungen. Dort stehen die neuen Einwanderer. Der Unterschied zwischen beiden Gruppen ist in die Augen springend. Sie sind meist klein und ärmlich gekleidet, wenn auch voll Thatkraft. Man denkt unwillkürlich an ihre kleinen japanischen Papierhäuschen mit ihren gebrechlichen niedlichen Gitterwerken, die sie zurückgelassen. Der Pflanzler dagegen hat im harten Kampf ums Dasein in den Savannen und Wäldern sich gestählt. Der

erste zeigt noch die gekünstelten Manieren der alten Heimat, der andere tritt kraftvoll und selbstbewußt auf. Er hat die freie Luft der Kolonie geathmet, sich auf eigene Füße gestellt und bereits das Gepräge eines echten Yankee angenommen. Beide zeigen den Einfluß ihrer Umgebung. Aber laß den kleinen Japaner nur einmal Fuß fassen auf Jesso, und in zehn Jahren ist er völlig umgewandelt. Er wird dann mit Herz und Seele an seinem neuen Vaterland hängen und will um keinen Preis mehr zurück nach Nippon. Die dortige Luft würde ihn erstickern, und unwiderstehlich drängt es ihn wieder zurück nach seinen Pflanzungen, seinen Wäldern und in das freie, unabhängige Leben eines Kolonisten.



Eingang zum Gosho, Palast des Mikado in Kioto. (Nach einer Photographie. — S. 98.)

Doch da winkt uns bereits Mororan entgegen. Die Passagiere machen sich bereit, auszustiegen. Fröhliches Plaudern, Lachen und Scherzen verräth ihre gehobene Stimmung. Die Matrosen

treffen geschäftig die Zurüstungen zur Landung theils an der Ankerkette, theils an den Gepäckluken, aus deren Tiefe die Ballen, Kisten und Kasten zum Vorschein kommen. (Fortsetzung folgt.)

Die Mission von Alaska.

(Fortsetzung.)

5. Die Indianermision am mittlern und obern Yukon.

Der Hauptposten dieses Theiles blieb die von P. Toft gegründete Station St. Peter Claver in Nulato, die seit 1888 von zwei bis drei Missionären beständig besetzt war. Leider mußte der weiter flussaufwärts gelegene Posten von Nulakajet, im Herzen des Zukongbietes, wo P. Nagaru, wie oben (S. 34) erzählt, seine

Thätigkeit so segensreich begonnen, aufgegeben werden. Die zahlreichen Minenarbeiter jener Gegend übten einen sehr verderblichen Einfluß auf die Indianer aus, und so schien es bei der ohnehin geringen Zahl von Missionären geboten, sich vorderhand auf jene Gebiete zu beschränken, wo die Wilden noch unverdorben waren. Um jedoch das Gewonnene zu erhalten, wurde Nulakajet von Zeit zu Zeit von P. Nagaru besucht. Wir haben früher ausführlich die un-

erhörten Strapazen und Gefahren einer solchen alaskischen Winterreise geschildert. Im November 1888 sah P. Nagaru zum erstenmal seine Erstlingsgründung wieder. Die Indianer, die der Pater das Jahr zuvor kennen gelernt und unterrichtet hatte, nahmen ihn freundlich auf. Da aber im Dorfe sich keine passende Unterkunft fand, begab sich P. Nagaru nach einer etwa 1 km weit entfernten Insel des Inkon, um bei den dort wohnenden bekannten Minenarbeitern Herberge zu suchen. Einer derselben holte ihn ab. Beide saßen auf dem Schlitten. Da plötzlich bricht das Eis unter ihnen, und beide sinken bis an die Kniee ins Wasser — nicht tiefer, denn das Glück wollte es, daß etwas unter der obern dünnern Eisschicht sich eine zweite dickere gebildet hatte; sonst wären sie

unfehlbar gesunken und von der starken Strömung unter der Eisdecke fortgerissen worden. So wateten sie die übrigen 40 m durch das Wasser voran und dankten Gott, daß sie mit diesem wenn auch keineswegs angenehmen Bade davongekommen. Natürlich gefror bei der grimmigen Kälte das Wasser, sobald sie ans Land gestiegen, an Schuhen und Kleidern sofort zu hartem Eis, so daß die Beine wie in eisernen Schienen steckten und so starr und steif wurden, daß man die Entfernung bis zur Hütte nur mit Mühe zurücklegte. Glücklicherweise langte man an. Aber der Leidensweg war für P. Nagaru noch nicht zu Ende. Schon beim Falle hatte er im linken Fuße einen stechenden Schmerz empfunden. Als beim Feuer die Eisklumpen an Füßen und Beinen aufgethaut und das



Der Tokaido, die große Heerstraße. (S. 98.)

Schuhwerk abgelegt war, zeigte sich, daß der Pater eine schlimme Schürfung davongetragen und der Fuß geschwollen war. P. Nagaru mußte sich ins Bett legen und vier Tage sich ruhig halten, bis die schmerzliche Wunde geheilt war. Kaum stand er auf den Beinen, als er seine apostolische Arbeit begann und seine frühern Bekannten, Indianer und Weiße, aufsuchte. Dieselben baten ihn dringend, sie doch nicht zu verlassen, sondern seine Wohnung wieder zu beziehen und eine Schule zu eröffnen. Aber bald erkannte P. Nagaru, daß die Lage in Nuklafajet sich gegen früher um vieles verschlimmert hatte. Ein protestantischer Prediger mit Frau (wie es scheint Mischlinge) hatten in seiner Abwesenheit sich festgesetzt und eine Schule für Knaben und Mädchen eröffnet. Allein das schlechte Beispiel der Minenarbeiter hatte mehr Einfluß als die Predigt des armen Dieners am Wort. Er klagte jam-

mernd über die schreckliche Sittenlosigkeit, daß selbst die Kinder öffentlich die schlimmsten Schmutzreden führten und in den häßlichsten Ausdrücken fluchten und schworen. Um sich die langen Winterstunden zu kürzen, hatten die weißen Minenarbeiter einen großen Tanzsaal erbaut und luden dahin zwei- bis dreimal wöchentlich die indianischen Knaben und Mädchen zu Tänzen und andern Belustigungen ein, natürlich mit unermäßigem Schaden für Zucht und Sitte. P. Nagaru sah, daß das Uebel schon zu weit gediehen sei und daß Nuklafajet als ständige Missionsstation sich nicht eigne. Er blieb eine Woche lang, um die noch bessern Elemente im Guten zu stärken, und kehrte dann nach Nulato zurück. Hier erwartete ihn traurige Kunde. Sein Genosse, P. Genna, war infolge der harten Entbehrungen und des drückenden Einflusses der langen Winternächte schwachsinzig geworden und mußte

mit der ersten Gelegenheit nach Californien gebracht werden. So blieb P. Ragaru bis 1891 allein in Nulato. Doch erhielt er von Zeit zu Zeit Hilfe von der Hauptstation vom Heiligen Kreuz. Auf einer dieser Fahrten nach Nulato that P. Tosi, der Obere, einen unglücklichen Fall und brach das Hüftbein, so daß er nicht weiter konnte. An seine Stelle kam P. Robaut. Allein diesem erfror der eine Fuß, glücklicherweise ohne daß man ihn abnehmen mußte. Doch lag er mehrere Tage krank und hilflos in einer elenden Hütte. Wenige Monate später erschien der glücklich wieder hergestellte Obere in Nulato, und dank seiner Energie gelang die Sicherung des angefangenen Werkes, das auch hier durch Kreuz und Leiden erst eingeweiht werden mußte. Die Station des hl. Peter Claver liegt am rechten Ufer des Zukon in einer von Hügeln hufeisenförmig umschlossenen Ebene. Die Wohnung der Pater und die Schule ist ähnlich, aber schlichter eingerichtet als in Heilig-Kreuz. Einige Meter vom Missionshaus entfernt erhebt sich das kleine Kirchlein. Unweit der Station liegt der Garten. All diese Schöpfungen sind vor allem das Werk des müthigen P. Ragaru, der seit acht Jahren auf dem Posten ausgehalten. Hören wir, wie er in einem Briefe an einen seiner ehemaligen Professoren sein Tagewerk beschreibt. Der scherzhaft Name eines *universale ex parte rei* (leibhaftiges Universalwesen), den ihm einst sein Professor gegeben, sei hier oben Wirklichkeit geworden. In diesem Alaska müsse man thatächlich selbst alles thun und überall dabei sein. Vor allem sei er Missionspfarrer, zugleich aber sein eigener Küster, Cantor, Wäscher der Kirchenleinwand und was sonst noch. Beicht hören auf englisch und indianisch, die Kranken besuchen, Unterricht der Leute in Kirche und von Haus zu Haus, die fliegende Seelsorge in etwa 60 weit entlegenen Ortschaften über ein Gebiet von über 200 km, das alles fällt hier unter den Begriff eines Pfarrers. Dazu kommen die Pflichten des Obern in der freilich bloß aus zwei Unterthanen bestehenden Klostergemeinde. Als solcher fällt ihm zum Theil das Amt eines Koches, Einkäufers, Kellermeisters zu. Außerdem muß er selbst das Haus lehren und scheuern, die Wäsche und ähnliche Kleinigkeiten besorgen. Hier soll man ungefähr alle Handwerke können. Ohne Hilfe eines Zimmermannes mußte P. Ragaru beide Wohnungen, zwei Schuppen und endlich die Kirche auführen. Mit sechs Indianern zog er 8—9 Meilen den Zukon hinauf. Die Reise nimmt einen Tag und eine Nacht in Anspruch. Jetzt ist der Wald erreicht. Hier wird eine hinreichende Zahl Stämme von 8—9 m Länge gefällt, zurecht geschlagen, ans Ufer geschleppt, zu einem Floß gefügt und langsam flussabwärts transportirt, dann wird Stamm für Stamm mit Stricken herausgezogen. Und jetzt kann die Hauptarbeit beginnen. Die Indianer sind willig, aber verstehen in diesem Fache nicht viel. Da muß der Pater Zimmermann, Schreiner, Brettschneider, Schmied, Schlosser und alles übrige sein, bis alles richtig gefügt und vollendet ist.

Jetzt heißt es Versuche mit Landbau und Gärtnerei machen und zu diesem Zwecke das Buschwerk ausroden, die dicke Moos- und Flechtenhülle vom Boden abtragen u. s. w. Der Versuch gelingt. „Die Rüben kommen zum Entzücken schön, auch die Krautköpfe, Möhren und Kartoffeln wachsen recht brav und liefern einen wichtigen Beitrag in die Vorrathskammer.“

Zu all dem kommt ferner noch die Krankenpflege. Der Pater ist der einzige Apotheker, Zahnarzt, Chirurg und Doctor weit und breit. Viele Mühe erfordert auch die Zucht der Hunde, der unentbehrlichen Begleiter auf den weiten Winterfahrten.

Schließlich nimmt das Studium der äußerst schwierigen Sprache einen großen Theil der Zeit in Anspruch. Als man 1887 hier

ankam, fand sich keine Spur von einer Grammatik oder einem Wörterbuch vor; ja die Sprache galt vielen als geradezu unlerbar. P. Tosi verwendete den Winter von 1887/88 auf die ersten schriftlichen Aufzeichnungen. Trotz ihrer Unvollständigkeit boten sie später P. Ragaru einen sehr willkommenen Ausgangspunkt. Mit ausdauerndem Fleiße wurde das Wörterbuch wieder und wieder durchgearbeitet und ergänzt, eine Grammatik zusammengestellt und Vieder und Christenlehre übertragen. Grammatik und Wörterbuch wurden später auf Regierungskosten gedruckt. Die Innuitsprache, die hier am untern und mittlern Zukon in verschiedenen Dialekten gesprochen wird, ist von der Malemutsprache der Küsteneskimos ganz verschieden. Sie klingt nach den Aussagen der Missionäre trotz der starken Hauchlaute weich und ist reich an Formen und von regelmäßigem grammatischen Bau. Aber eine Unmasse fast gleichlautender Worte werden nur durch eine etwas verschiedene Aussprache unterschieden, und es braucht das Ohr eines Luchses, um diese feinen Unterschiede herauszuhören und zu fixiren; und doch ist dies nothwendig, um richtig zu verstehen und verstanden zu werden. So heißt z. B. kon Regen, dies, Feuer, Bauch, Arm u. ä. m.; der Unterschied liegt namentlich in der verschiedenen Aussprache des k oder q. Die mit unsäglich Mühe zusammengestellten ersten Hilfsbücher werden den später nachfolgenden Missionären eine große Erleichterung bieten.

Ausführlichen Bericht über den Stand der Station von Nulato und das Missionsleben gibt uns ein Brief des Amerikaners P. Wilhelm Judge S. J. vom 30. Juni 1894 an seinen Bruder. „Gegen Ende August 1893 kehrte ich hierher (nach Nulato) zurück. Wenige Tage nach meiner Ankunft brach P. Ragaru auf einen Ruf des Obern von hier auf und ließ mich mit einem Bruder allein zurück. Nulato besteht aus zwei Dörfern, eines bloß fünf Minuten von unserer Station entfernt, das andere etwa zwei Meilen weiter flussabwärts. Im obern Dorf besitzen wir eine kleine Kirche und sind daran, eine neue, bessere zu bauen. Im untern Dorf hatten wir bis letzten November keine. Da verkaufte ein dortiger Indianer, der ein gutes Blockhaus besaß, mir dasselbe sehr billig, weil eines seiner Kinder dort vor etwa zwei Jahren gestorben war und der Medicinmann oder Tehen, wie sie ihn hier nennen, ihm gesagt hatte, daß auch die andern Kinder sterben würden, falls er in dem Hause bliebe. Ohne viel Mühe richtete ich das Haus für seinen neuen Zweck ein, stellte einen Nothaltar auf und begann am 1. December die Blockhütte als Kirche zu benutzen. Mein Plan war, in beiden Kirchen je dreimal die Woche die heilige Messe zu lesen und am Nachmittag Rosenkranzandacht und Christenlehre zu halten, so daß jedes Dorf täglich entweder Messe oder Nachmittagsandacht hätte. Am Sonntag kommen alle zur Mission, um dem Hochamte, dem Unterricht und Segen beizuwohnen. Den ersten Freitag jeden Monats, auf den wir uns durch eine Novene vorbereiten, feiern wir durch eine Generalcommunion aller derer, die ihre erste heilige Communion schon empfangen, im ganzen 25, davon die Hälfte Kinder, die in Heilig-Kreuz erzogen worden. Wir lassen nämlich die Indianer erst nach längerer Probezeit zur heiligen Communion zu. Dagegen habe ich dies Jahr sämtliche Kinder beider Dörfer und die meisten jungen Leute zur heiligen Taufe geführt, und mit wenigen Ausnahmen kommen diese alle wenigstens einmal im Monat zur Beicht. . . . Alle unsere Missionsstationen entwickeln sich stätig; allein das Feld ist so groß, der Arbeiter so wenige und unsere Mittel so beschränkt! Trotz der größten Sparsamkeit sind eben wegen der ungeheuern Entfernung von der civilisirten Welt die Ausgaben be-

deutend und stehen in keinem Verhältniß zu unsern Einnahmequellen. Eine Schule (wie in Heilig-Kreuz) würde hier sehr viel Gutes leisten, wir können sie aber leider nicht unterhalten. Auch müßten wir nördlich von hier an verschiedenen Punkten Stationen errichten, wo viele Seelen verloren gehen, weil niemand sich ihrer annimmt."

1894 verließ P. Judge Kulato, um sich tausend Meilen weiter landeinwärts in das bereits auf britischem Boden liegende Goldminengebiet am obern Yukon zu begeben, wo die zahlreichen katholischen Minenarbeiter dringend nach geistlicher Hilfe verlangt hatten. Da diese Striche durch die Entdeckung der unerhört reichen Goldfelder von Klondyke in letzter Zeit so berühmt geworden, wollen wir später auf die dortigen Missionsverhältnisse zurückkommen.

6. Schwierigkeiten.

Wir haben im bisherigen aus den zerstreuten Einzelberichten wenigstens einigermaßen die Entwicklung der Mission zu zeichnen versucht. Noch wäre zur Vervollständigung des Bildes sehr vieles nachzuholen. Wir müssen uns aber der Kürze halber auf einige Punkte beschränken, die zur Würdigung der eigenartigen Missionsverhältnisse dienen.

Eine der größten Schwierigkeiten der alaskischen Mission liegt in den ungeheuern Entfernungen, welche sie von der civilisirten Welt und die verschiedenen Stationen voneinander trennen. Die einzige Verbindung mit der Außenwelt bildet der große Handelsdampfer von S. Francisco, der jährlich ein- oder höchstens zweimal in Fort St. Michael eintrifft. Die Fahrstrecke beträgt nahezu 3000 Meilen. Seine Ankunft bildet daher naturgemäß das wichtigste Jahresereigniß für die Bewohner, zumal die weißen, dieses weltverlorenen Nordlandes.

„Was dieselbe für uns bedeutet," schrieb P. Tosi S. J. 1892, „das kann bloß derjenige verstehen, der ein Jahr bei uns in Alaska zugebracht und aus Erfahrung die Opfer kennt, die wir hier bringen müssen. Man bedenke, was es heißt, während acht langer Monate im Eis und in fast beständiger Nacht begraben zu sein, ohne eine zusagende Nahrung, ohne alle Bequemlichkeiten des Lebens, auch nicht die allergewöhnlichsten, wie sie in Europa selbst die ärmste Familie nicht entbehrt, und was noch empfindlicher, völlig abgeschlossen von der ganzen übrigen Welt, von unsern kirchlichen und Ordensobern, von Eltern und Freunden, ohne mit ihnen auch nur brieflich verkehren zu können als nur ein einziges Mal im Jahre. Wenn die Briefe auf der weiten Fahrt verloren gehen oder nicht rechtzeitig vor Abgang des Schiffes am Hafenplatz anlangen, so muß man sich gottergeben darein fügen, ein weiteres Jahr nichts mehr zu erfahren. Nur dieser eine Dampfer bringt uns Nachrichten über Kirche und Papst, über unsern Orden und die Familie, Briefe, von denen die einen Trost und Muth geben zu unserer harten Missionsarbeit, während andere mit schwarzem Rande einen traurigen Verlust uns melden. Auf diesen einen Dampfer sind wir ferner angewiesen hinsichtlich der Vorräthe für ein ganzes Jahr. Er bringt uns den Meßwein, das Mehl für die Hostien, die heiligen Oele, Thee und Arzneimittel, Petroleum, um unsere dunkle Wohnung zu erhellen, Tuch und Linnen für Kleider und Wäsche, Nadel und Faden, verschiedene Kleinigkeiten, mit denen wir unsern lieben Wilden Freude machen können, Papier und Tinte und tausend anderer Dinge, deren Wichtigkeit fürs Leben man erst dann erkennt, wenn man ihrer entbehren muß ohne die Möglichkeit, sich einen Ersatz dafür zu schaffen. Darum hat ein Unglück, das den Dampfer auf seinem Wege trifft, oder die Nachlässigkeit des Spediteurs für

uns die härtesten Folgen und fordert für das ganze folgende Jahr ein doppelt schweres Opfer, ja beraubt uns des einzigen Trostes der täglichen heiligen Messe und Communion und benimmt uns somit die Möglichkeit, unsern Christen die heiligen Sacramente der Begehrung und letzten Delung zu spenden. Zudem ist vorderhand (1892) die Hoffnung nur gering, daß dieser Sachverhalt sich so bald ändere. Höchstens daß während der Sommermonate der Verkehr ein regerer wird; während der acht langen Wintermonate aber macht die unermessliche Eisbarriere, die das ganze nördliche Territorium umfängt, jede Annäherung von der Seeseite her unmöglich. Wenn daher die Zeit der Ankunft des Dampfers herannäht, wimmelt der kleine Hafenort von Pelzhändlern, Minenarbeitern und Wilden aus nah und fern, die ihre Waren zum Tauschhandel herbeischaffen und zum Versandt bereithalten. Und da der Dampfer nur wenige Tage hält, ist die Aufregung und das Gewühl, das hier herrscht, gar nicht zu beschreiben. Auch wir Missionäre sind mit fast fieberhafter Eile damit beschäftigt, die eingelaufenen Briefe zu lesen und sofort zu beantworten, unsere Vorräthe in Empfang zu nehmen und die Bestellungen für das nächste Jahr zu machen. Besonders groß ist unsere Spannung, wenn neue Mitarbeiter und liebe Mitbrüder in Aussicht sind. Erwartungsvoll sucht sie der Blick schon von weitem auf dem Verdeck, und die Hand winkt voll Freude den ersten Gruß hin und zurück; denn es ist ein ganz eigenes Gefühl, sich hier oben in diesem weit entfernten Erdwinkel wiederzutreffen."

Zwar hat der Handelsverkehr mit Alaska sich in den letzten Jahren, seit das Goldfieber große Scharen dorthin geführt, stärker entwickelt, so daß sich öfter eine Schiffsgelegenheit bietet und namentlich die regelmäßige Zufuhr an Vorräthen erleichtert und mehr gesichert wurde. Allein wie die mit dem Dampfer nach St. Michael gebrachten Waren mehrere hundert, ja über tausend Meilen weit an die weit entlegenen Posten schaffen? Die einzig thunliche Verbindung ist der Wasserweg. Die Handelscompagnien und einzelne Großhändler halten darum den Verkehr durch einige kleine Dampfer aufrecht, die in den kurzen Sommermonaten längs der Küste und den Yukon aufwärts laufen und wenigstens die Hauptposten berühren, die Vorräthe und Postfächer vertheilen und den Tauschhandel und einigermaßen auch den Personenverkehr vermitteln. Auf diese Dampfer war anfangs auch die Mission angewiesen. Allein die Frachtkosten waren enorm. „Denn", so schreibt P. Tosi, „fast alles muß von S. Francisco eingeführt werden, selbst ein Theil des Bauholzes. Ueberdies besteht die gangbare Verkehrsmünze hier vorzugsweise in Waren: Mehl, Kattun, Tabak, Thee, Kleidungsstücken u. ä. Wir brauchen durchschnittlich im Jahre 24 Tonnen, um unsere Stationen zu versorgen. Nun kommen aber die Frachtkosten für jede Tonne von S. Francisco bis St. Michael auf 24 Dollars, von St. Michael nach der Heilig-Kreuz-Mission (ca. 400 Meilen) auf weitere 25 Dollars, nach St. Peter Claver in Kulato (ca. 600 Meilen) sogar auf 40 Dollars u. s. w." Dabei war man noch überdies ganz abhängig von dem sehr unregelmäßigen Fahrplan der fremden Dampfer. Nach reiflicher Ueberlegung kaufte der Missionsobere 1891 von der Handelsgesellschaft um billigen Preis einen kleinen Hinterraddampfer und drei Schleppbarren, um dieselben ganz in den Dienst der Mission zu stellen. Der Obere hatte gut gerechnet. Bereits das erste Jahr ergab eine Ersparniß von 1200 Dollars an Frachtkosten, ganz abgesehen von der größern Bequemlichkeit und Raschheit des Transportes. (Schluß folgt.)

Die Schwestern U. L. Frau am Kwango.

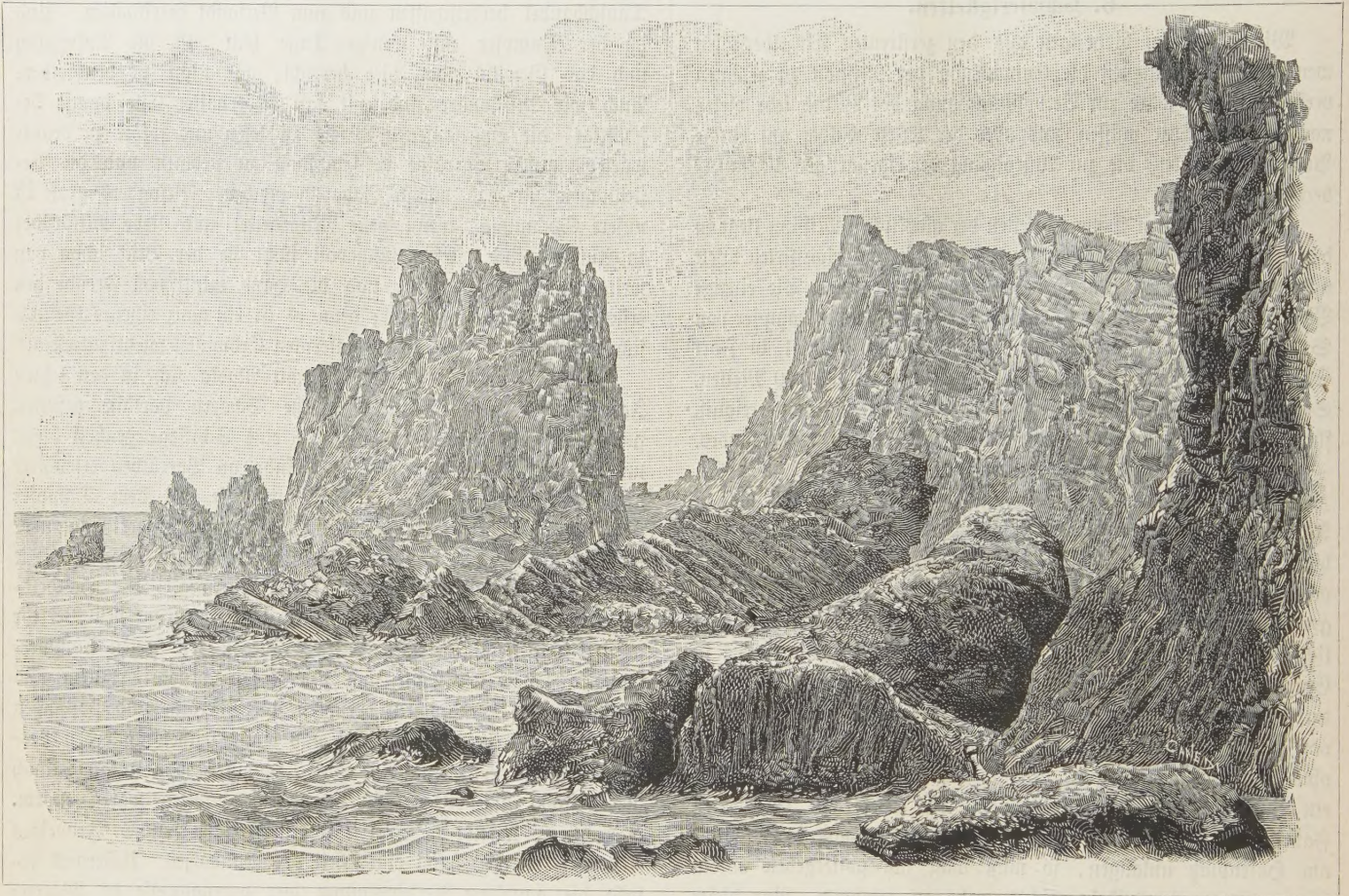
(Fortsetzung.)

2. Die Negerkinder.

„Die Civilisation der farbigen Rasse“, so schreibt P. de Meusemeester S. J., „wird eine langwierige Aufgabe sein. Der Charakter dieser Leute kann nicht in einem Tage umgewandelt werden, da er durch das wilde Leben und die angeerbten übeln Gewohnheiten zu sehr verderbt ist. Es wird lange dauern, bis wir ihnen die Begriffe von Recht und Unrecht beigebracht und sie gelehrt haben, aus Furcht und Liebe zu Gott zu handeln. Von den Erwachsenen ist wenig zu hoffen; darum wenden wir unsere Hauptforge den

uns anvertrauten Knaben und Mädchen zu, welche bereits nach Hunderten zählen. Auf ihnen beruht unsere ganze Hoffnung für die Zukunft; sie werden mit Gottes Hilfe den Grundstock bilden für die Neu belebung der afrikanischen Stämme.“

Die Kinder der Missionschulen verdanken ihre Freiheit, wie schon früher gesagt, dem Kongostaat, der sie den Händen der Sklavenjäger entriß. So bedeutend ist ihre Zahl, daß die Erziehung nach einem groß angelegten und wohlorganisirten System geregelt werden mußte (vgl. Jahrg. 1895, S. 160). Nur die religiösen Orden der katholischen Kirche konnten ein solches Werk unter-



Klippen und Felsen an der Ostküste Katobates. (Nach einer Photographie. — S. 99.)

nehmen; jeder Versuch, es mit andern Mitteln, sei es öffentlicher oder privater Unternehmung, auszuführen, würde fehlschlagen und sicherlich viel kostspieliger sein.

Als die Jesuitenpatres auf ihrer ersten Station Ribangu im Juni 1893 anlangten, harrte ihrer schon eine ganze Anzahl Knaben. In wenigen Tagen kamen 29 dazu, und im December desselben Jahres waren hier bereits 90 Knaben und 94 eingeborene Arbeiter in der Landwirtschaft thätig. Von diesen wurden einige nach Kisantu geschickt als Kern für eine neue Schulkolonie. Bis October war die Zahl der Knaben auf 200 gestiegen, unter ihnen einige noch ganz kleine Schwarze. Die Schwestern nahmen sich dieser gleich nach ihrer Ankunft in Kimuenza besonders an. Die armen kleinen Wesen machten beim Anblick der fremdartigen Gestalten große, verwunderte Augen. Die Pflege einer Mutter hatten

sie kaum gekannt, da sie in Sklavenlagern und zuletzt unter Männern, unter weißen und gutherzigen, aber doch unter Männern aufgewachsen waren. Als ihnen nun aus den Augen der Schwestern mehr als Mutterliebe entgegenlächelte, da schwand ihre Befangenheit sehr bald; sie drängten sich an die Nonnen heran, und jedes von ihnen wählte sich seine „Mama“ und schmiegte sich mit kindlicher Zutraulichkeit an dieselbe. Von den 5 Kleinen, die den Schwestern gleich von Anfang an überwiesen wurden, waren 3 krank und starben bald nach der Taufe; und so blieben ihnen nur 2 im Alter von 1½ Jahren, rechte Pausengel.

Erst am 13. September 1894 eröffneten die Schwestern eine Mädchenschule mit einer kleinen Negerin Namens Sakala. Dieselbe stand anfangs unter dem Eindrucke, daß sie demnächst den Nonnen als Mahlzeit aufgetischt würde, und fand sich deshalb nicht wenig

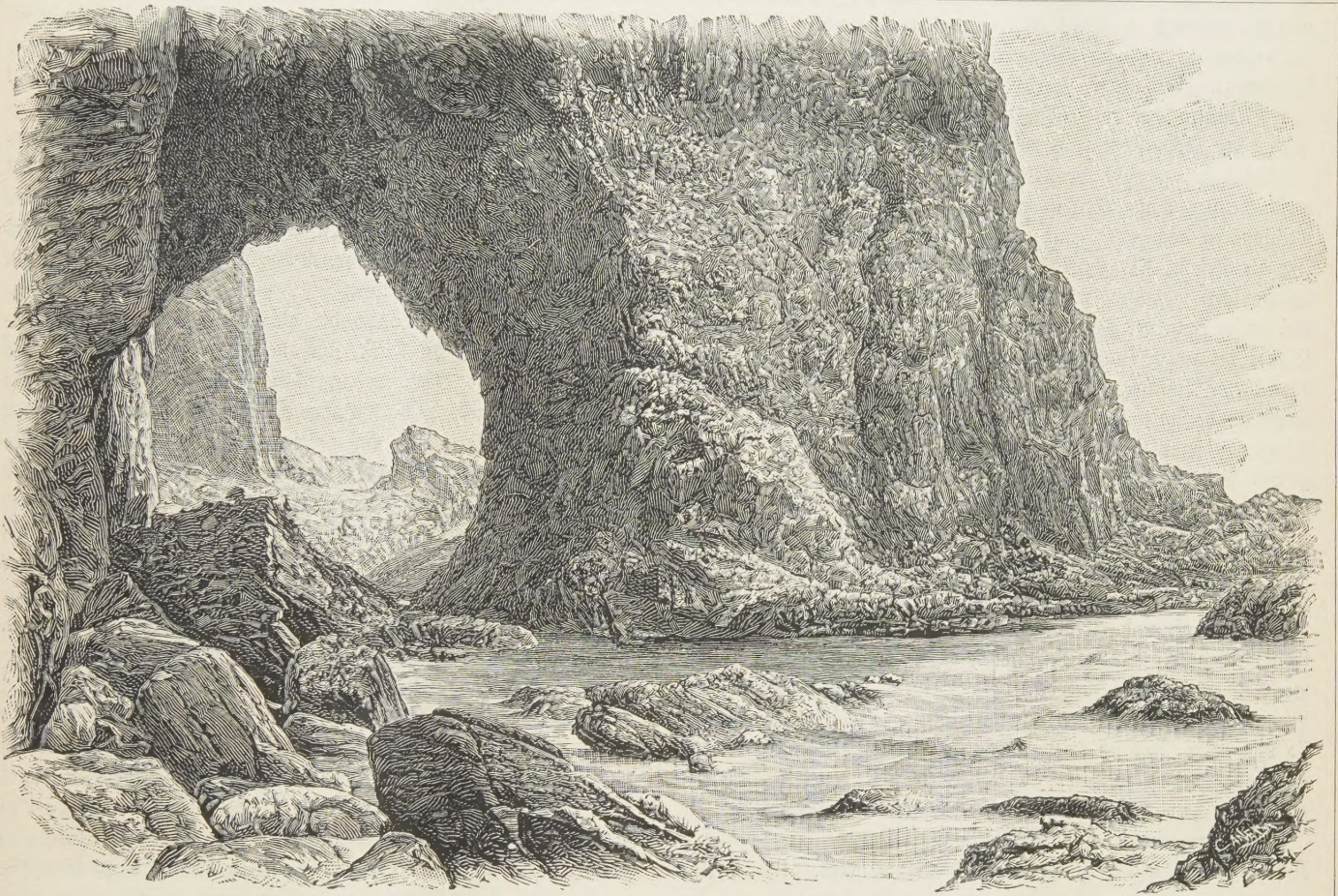
beruhigt, als man sie in den „Speisesaal“ führte und überzeugte, daß sie da selbst essen, nicht aber von andern gegessen werden sollte. Ende November waren 25 kleine schwarze Mädchen und April 1895 344 Knaben in der Kolonie Kimuenza. Um diese Zeit wurde eine eigene Abtheilung für Knäblein unter 2 Jahren errichtet und zu dem Zwecke eine Hütte aus Stroh und Zweigen gerade vor dem Kloster erbaut. 40 fanden hier in der ersten Zeit Aufnahme. Schwester Alberta wurde Vorsteherin, und mehrere schwarze Frauen halfen ihr in der Pflege dieser Kleinen.

Im Mai 1895 zählte die Schulkolonie von Kimuenza ungefähr 600 Köpfe: 400 Knaben, 70 Mädchen, 40 Kinder, 50 eingeborne Männer und 25 Frauen. Außerdem waren bei den Jesuiten-

patres auf der St. Ignatius-Station zu Bergend 50 Knaben und 40 Männer und zu Kimbango 20 Knaben. Im Februar begannen die Patres für die Eingebornen in den benachbarten Dörfern öffentliche Christenlehren zu halten; damit stieg die Gesamtzahl derer, die regelmäßigen Unterricht empfangen, auf 1200.

Die Kinder der Kolonie kommen aus ganz verschiedenen, weit voneinander entlegenen Gebieten, reden verschiedene Sprachen und unterscheiden sich auch sonst erheblich in ihrem ganzen Charakter.

Einige sind die Sprößlinge wilder Kannibalenstämme; es sind die tiefstgesunkenen und mehr als alle andern zum Lügen und Stehlen geneigt; doch werden aus ihnen, wenn streng gehalten und gut gedrillt, stramme und furchtlose Soldaten. Andere, deren



Küstenfelsen im Osten von Hakobate. (Nach einer Photographie. — S. 99.)

Stämme früher viel mit den Arabern verkehrten, bringen Geschick fürs Handwerk mit und werden dementsprechend herangebildet. Wieder andere kommen aus fruchtbaren, wohlbestellten Gegenden; sie verstehen sich schon etwas auf Landwirtschaft, und aus ihnen werden deshalb in Zukunft die Missionsgehilfen für die verschiedenen Schulen und Kolonien genommen.

Die Verschiedenheit der Sprachen unter den Kindern verursachte anfangs keine geringe Schwierigkeit. Es dauerte Monate, bis die Ankömmlinge am allgemeinen Unterricht theilnehmen konnten. Die Missionäre haben für den Verkehr die Fiole-Sprache eingeführt, welche von der Kongomündung bis zum Stanley Pool gesprochen wird; und die Kinder kommen bei ihrem empfänglichen Gedächtniß, ihrem starken Nachahmungstrieb, ihrer natürlichen Neugierde und Geselligkeit bald zu einem gegenseitigen Verständniß. Die Patres

1897/1898.

haben etwas von den verschiedenen Sprachen gelernt, so daß sie jene Kinder, welche halbtodt zu ihnen gebracht werden, im Nothwendigsten unterrichten können. In besonders schwierigen Fällen hilft ein Kind, welches von beiden Sprachen genug weiß, um in der Vorbereitung zur Taufe als Dolmetsch dienen zu können. Die Kleinen fassen schnell die Idee, daß sie ihren großen Vater an einem Orte unendlicher Glückseligkeit schauen werden, empfangen mit Freuden die Sacramente und sterben ganz glücklich. Während der ersten 15 Monate wurden so 125 Kinder in Todesgefahr und außerdem 26 eingeborne Arbeiter getauft.

Wenn diese armen Kinder vom Staate der Mission übergeben werden, befinden sie sich in einem höchst elenden Zustande. Durch die unmenschliche Behandlung seitens der Sklavenhändler und die Strapazen der Reise sind sie ganz geschwächt und ausgemergelt.

Einige hatten die Pocken oder andere ansteckende Krankheiten; die meisten waren mit Geschwüren und Wunden bedeckt. Die Schwestern U. L. Frau baten die Behörden von Leopoldville, alle kranken Negerkinder direct nach Kimuenza zu schicken, da sonst manche von ihnen in Gefahr waren, auf dem langen Transport flussabwärts zu den Schwestern der Liebe in Boma ohne Taufe zu sterben. Daher die vielen Leichenbegängnisse in Kimuenza. Während der ersten Tage nach der Ankunft eines neuen Trupps Kinder gibt es regelmäßig einige Todesfälle. So starben innerhalb 3 Tagen 4 von 15 Knaben und 18 von 88 Mädchen. Viele von ihnen erlagen der Landeskrankheit Veriberi, einer Art Schwindsucht, begleitet von Anschwellen des Kopfes und der Beine. Es wurde ein besonderes Krankenhaus für die Kinder errichtet, und Br. Gilles S. J. pflegte darin oft gleichzeitig an 50 Patienten. Diejenigen, welche noch Lebenskraft genug haben, die ersten paar Wochen zu überdauern, werden bei dem ausgezeichneten Klima von Kimuenza, der regelmäßigen Lebensweise und der mütterlichen Pflege der Schwestern bald wieder gesund.

Uebrigens gereicht der Umstand, daß die Kinder aus den verschiedensten Landestheilen und ohne Heim und Eltern sind, den Missionären doch nicht ganz zum Nachtheil. Um so geringer ist jetzt die Gefahr, daß sie wieder davonlaufen oder von unzufriedenen Verwandten fortgeholt werden. Sie wissen auch selbst recht wohl, daß sie im Falle des Fortlaufens von den Eingebornen als elternlose Kinder betrachtet, zu Gefangenen gemacht und nach angenehmer, aber kurzer Mästungszeit entweder getödtet und verzehrt oder in die Sklaverei verkauft werden. Einige benachbarte Häuptlinge veranlaßten ein paar Knaben, fortzulaufen. Sofort wurde bei der belgischen Behörde Anzeige gemacht; die kleinen Flüchtlinge wurden wieder zurückgeholt und die schuldigen Dörfer exemplarisch bestraft.

Bald zeigte sich, zu welch schönen Hoffnungen die junge Schar berechnete. Bereits einige Monate nach dem Beginn der Mission schrieben die Schwestern: „Neun Knaben wurden auf Allerheiligen getauft und erbauten allgemein durch ihre Andacht. Wie froh werden wir sein, wenn einmal unsere ersten Mädchen getauft werden! Es ist eine Freude, diese Kleinen beten zu hören; sie scheinen fürs Gebet eine besondere Anlage zu haben. Wenn sie uns beim Angelus knien sehen, so knien sie ebenfalls, ohne dazu aufgefordert zu sein; sie beobachten uns genau und neigen andächtig ihren Kopf, wenn wir das Gloria Patri sprechen.“

Wir kommen jetzt zur Tagesordnung, wie sie im Klosterchen Unserer Lieben Frau zu Kimuenza beobachtet wird. Um 6 Uhr morgens, wenn die Schwestern ihre Andacht verrichtet und die heilige Messe gehört haben, werden die übrigen Hausgenossen geweckt. Der Schlafsaal ist vorläufig eine große Hütte und wird bei Tag als Waschküche gebraucht. Hier schlafen die Kinder, einige in Hängematten, andere auf hölzernen Gestellen, worüber Matten oder Felle ausgebreitet liegen. Die Betten bestehen aus Säcken. Da die Kühle der Nächte einiges Bettzeug erfordert, und nicht genug Decken für alle vorhanden waren, so kam man auf die Idee, die leeren Säcke, welche zum Transport der Lebensmittel gedient hatten, zu benutzen.

Die kleinen Mädchen schlüpfen in diese hinein, und nun bietet sich ein köstlicher Anblick dar: ganze Reihen von Säcken, aus denen oben ein Krauskopf und ein schwarzes Gesicht hervorguckt.

Nachdem die Kinder ihre Morgenandacht verrichtet haben, gehen sie in eine Halle, wo Gemüse, welches am Abend vorher gekocht wurde, Maniocbrod und Wasser als Frühstück für sie bereit steht.

Bis 7 Uhr sind alle im Felde an der Arbeit unter der Aufsicht einiger älterer Vertrauensmänner. Die Hauptarbeit bestand in der ersten Zeit darin, Wurzeln auszuroden, Unterholz zu schlagen und zu verbrennen. Eine Schwester steht als Aufseherin dabei und gewährt in ihrer weißen Haube, dunklen Brille, hohen Stiefeln, grauem Gewande und blauer Schürze einen ganz eigenartigen Anblick. Die Kinder finden darin aber nichts Auffälliges, und selbst das erste Mal, als die Schwester in dieser Tracht sich zeigte, machten sie nicht die geringste schelmische Bemerkung.

Um 10 Uhr, wenn die Sonne beginnt, ihre volle Gluth herniederzustrahlen, bricht man die Feldarbeit ab und macht im Schatten des Waldes eine Stunde Erholung. Da ist dann ein Zungenschnalzen, ein Plaudern über dies und das, ein gegenseitiges Sich-auf-die-Köpfe-schlagen! Ihre Schädel sind indessen ziemlich dick, und so thut dies keinen Schaden. Sie würden sich auch gerne gegenseitig an den Haaren raufen, wenn dieselben nicht so kurz als möglich geschnitten wären.

Um 11 Uhr wechseln die Mädchen ihr Arbeitshemd mit einem andern Gewande, einem einfachen Stücke Tuch von blau carrirtem Vorhangstoff. Dann wird nach vorhergehendem kurzen Gebet eine Stunde lang Schule gehalten mit gelegentlicher Unterbrechung, um die Kinder auf die Erdsflöhe, welche sie vom Felde mitgebracht haben, Jagd machen zu lassen.

Um 12 Uhr ist Mittagmahl; die Kinder begeben sich in geordneten Reihen in die Halle und nehmen dort ihre bestimmten Plätze ein. Das Tischgebet sprechen sie andächtig mit niedergeschlagenen Augen, doch nicht ohne ein gewisses Grimassenschneiden und Augenblinzeln. Auf ein gegebenes Zeichen fahren im Nu alle Finger über die Schüsseln her, die mit Gemüse, Maniocbrod und dem landesüblichen geräucherten Fisch beladen sind; letzteres Gericht ist eine wahre Delicatesse für die kleinen Schwarzen. Nach dem Mittagessen halten alle eine Stunde Siesta; darauf eine halbe Stunde Gefangsübung und um 2 Uhr Gebet und Schule. Um 3 Uhr marschiren die Kinder zum Flusse hinab zum Baden. Auf ihrem Rücken tragen sie Krüge, in welchen sie den Wasserbedarf für den nächsten Tag zurückbringen, dann ist Erholung, während welcher sie mit Vorliebe im Freien um Freudenfeuer herum sich lagern. Es folgt noch eine letzte Schicht Feldarbeit, und um 1/2 7 Uhr, wenn die Finsterniß hereingebrochen, wird beim matten Schimmer einer einzigen Lampe das Abendessen eingenommen. Nun bleibt nichts mehr übrig, als das Abendgebet zu verrichten und ins Nestchen, d. h. in die Säcke zu schlüpfen.

Jetzt erst kommt auch für die Schwestern ein Augenblick wirklicher Ruhe und Erholung. Sie sitzen dabei unter der Veranda, schauen in die dunkle Nacht hinaus, besprechen die Ereignisse des Tages oder reden vom fernen Namur. Wenn der Mond aufgegangen, wandeln sie am nahen Waldesfaum auf und ab und machen ihre Abendbetrachtung.

Die Disciplin unter den Kindern wird durch ein Belohnungssystem aufrecht erhalten. Gegenwärtig beschränkt sich die Disciplin auf 2 Punkte: Fleiß bei der Arbeit und Stillschweigen im Schlafsaal. Am Ende der Woche erhält jedes Kind eine weiße, blaue oder rothe Perle, welche je nachdem 1, 3 oder 5 Mitakos an Werth vorstellt. Ein Mitako ist ein Stück Messingdraht; drei derselben machen einen Pfennig aus. Wenn ein Mädchen 25 Mitakos verdient hat, setzt es dieselben gegen einen Preis: ein Taschentuch, eine Schürze oder ein Spielzeug, um. Anfangs verabreichten die Schwestern gewöhnlich Puppen, Hampelmänner und kletternde Affen als Spielsachen, mußten aber bald davon abgehen, da die

auswärtigen heidnischen Neger diese Dinger zu erhaschen suchten, um ihnen als mächtigen Fetischen religiöse Verehrung darzubringen.

In der Knabenschule trägt die Erziehung einen durchaus militärischen Charakter. Ein Sergeant der belgischen Armee ist Commandant. Die Knaben werden mit Hornsignalen gerufen und von 6—8 vormittags und von 5—6 nachmittags gedrillt. Alle stehen auch abwechselnd Schildwache. Die andern Einrichtungen sind ähnlich wie die der Mädchenschule: nur daß der Schulunterricht hier höher steht und außer der Belohnung auch körperliche Züchtigung mit zu den Erziehungsmitteln gehört. Eine solche Strafvollmacht muß nothwendig in den Händen eines Lehrers der Schwarzen ruhen, wenn er sie auch nur selten ausübt.

Sogar die kleinen Knirpse haben ihren Soldatendrill begonnen. Jeden Morgen führen sie einige einfache Uebungen aus. Sie haben eigene Offiziere, und es ist sehr amüsant, kleine Corporale von drei Jahren auf französisch commandiren zu hören.

Während Kimuenza eine sogenannte Militärschule ist, deren Zöglinge vornehmlich zu künftigen Soldaten erzogen werden und in welcher das Französische darum vorherrscht, ist der Hauptzweck der Knabenschule von Rifantu, Katechisten und Missionsgehilfen heranzubilden. Darum tritt dort Schule und zwar in der Fotesprache und Handarbeit mehr in den Vordergrund. Aber auch die Knaben in Kimuenza werden tüchtig zur Handarbeit angehalten. Die Trägheit der Kongoneger übertrifft alle Vorstellungen, und ein durchaus nothwendiger Theil ihrer Erziehung besteht darin, daß sie von Jugend auf an regelmäßige Arbeit gewöhnt werden. Arbeit, nicht so sehr Künste und Wissenschaften wie in Europa, noch Psalmenfingen und das Anlernen europäischer Manieren und Ansprüche, bildet für die Neger den Anfang der Civilisation und Religion. Ihre Abneigung gegen die Arbeit ist so groß, daß sie manchmal die Erbsöhle sich in die Füße festbohren und schmerzliche Wunden verursachen lassen, nur um auf die Krankenliste gesetzt zu werden und so der regelmäßigen Arbeit sich zu entziehen. Wer mit diesen eingebornen Knaben verkehrt, muß sehr große Geduld gepaart mit Festigkeit zeigen. Die Missionäre hoffen aber die Knaben durch die von ihnen eingehaltene Methode mit der Zeit „zu strammen Soldaten, fleißigen Arbeitern und guten Christen“ heranzubilden.

Noch einige Züge aus dem Leben der kleinen Schwarzen. „Die Kinder zeigen einen ungeheuern Appetit nach Fleisch. Was sie unter ‚Fleisch‘ verstehen, ist eine Art Wild, das auf europäischer Tafel gewöhnlich nicht gefunden wird. Am Weißen Sonntag 1895 wurde den Mädchen zur Belohnung dafür, daß sie tags zuvor mit so großem Fleiß das Gehöfte gereinigt hatten, erlaubt, ‚Wild‘ im Felde zu erjagen. Diese Vergünstigung wurde mit Händeklatschen und Freudengeschrei begrüßt. Die klügste Jägerin, die Diana der ganzen Schar, trieb bald eine Ratte mit vier Zungen aus dem Versteck. Andere entdeckten eine Menge großer Käfer und fetter Larven. Die dickste derselben wurde mit der Hand

gestreichelt und bewundert als mafuta minghi, „prächtig fett“. Ich rieth ihnen, sich diese Delicateffen für den Tisch aufzubewahren, um ihr Gemüse damit zu würzen, aber lange vor Mittag war alles geröstet und verschlungen.“

Eines Tages, als mehrere der kleinen Mädchen einer Schwester halfen, eine Hütte mit Stroh zu überdachen, erspähten sie eine Henne, welche mit einer Maus im Schnabel davonlief. Sofort brachen sie die Arbeit ab, fielen über die Henne her und eigneten sich die Maus zum eigenen Genuß an; denn für das dumme Huhn war das doch ein viel zu leckerer Bissen!

P. van Hencrthoven verkündete eines Tages, auf dem benachbarten Markte der Eingebornen seien ganze Mengen großer, gelber Raupen zu kaufen. Sogleich setzten die Knaben ihr kleines Vermögen in Mitafos um und machten sich auf zum Markte. Die Raupen wurden 40 Stück für den Pfennig verkauft. Die Knaben ließen dabei ihr ganzes Kapital springen und bereiteten sich einen königlichen Schmaus. Das Recept mag vielleicht für den Leser von Nutzen sein! Sie spießten also die Raupen sorgfältig auf Holzstäbchen, fengten ihnen fein alle Haare ab und kochten dieselben. Das Wasser, welches bald eine ganz schwarze Farbe annahm, wurde ausgegossen. Zuletzt brieten sie die kostbaren Würstlein in ranzigem Palmöl. Dann nahm jeder Knabe seinen Antheil heraus, saßte eine Raupe nach der andern schön zwischen Daumen und Finger und verspeiste so den Leckerbissen mit etwas Brod. Erdwürmer, Schlangen, Fledermäuse und Grashüpfer werden auch sehr geschätzt. Die Missionäre und Schwestern sind nicht in der glücklichen Lage, an solchen Festgerichten der afrikanischen Küche Geschmack zu finden, und leiden vielfach unter dem Mangel an ordentlicher Nahrung. Nur selten können sie ordentliches Fleisch bekommen. Bananen und Ananas sind die einzige Landesfrucht, welche die Schwestern genießen können. Sie erhalten keine andere Milch und Butter als die in Blechbüchsen importirte. Zuweilen findet man Gelegenheit, etwas Geflügel, ein Zicklein oder eine Antilope zu kaufen, aber der Markt bietet nur selten etwas Preiswürdiges.

Trotzdem sind die Schwestern in ihren neuen Verhältnissen äußerst glücklich und leben ganz für ihre schwarzen, halbwildten Pfleglinge. Die Tage gehen ohne besondere Ereignisse vorüber. Zuweilen kommen Fremde, um ihre Anstalt zu besichtigen: ein Staatsbeamter, ein Reisender und gelegentlich ein protestantischer Prediger, Dr. Sims von Leopoldville, welcher die Patres und Schwestern in seinem Hause öfters gastlich bewirthete und ihnen manche Dienste geleistet hat. Doch für gewöhnlich ist es eintönig auf der fernen einsamen Station, und „Stillischweigen und Ruhe“, so schreibt eine Schwester, „verleihen diesem Orte Kimuenza einen ganz eigenartigen Zauber. Es wäre für die alten Einsiedler wie gemacht gewesen. In keinem Karmeliterkloster könnte eine tiefere Stille herrschen“.

(Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Korea.

Ueber das Seminar für den einheimischen Clerus theilt einer seiner Professoren, der hochw. Herr Pasquier aus dem Pariser Seminar, folgendes mit:

„Leider stellt dies arme Seminar im Augenblick noch nichts Großes vor. Wir haben hier noch nicht, wie in Frankreich, die

so wünschenswerthe und nothwendige Scheidung von Großem (Priester-) und Kleinem (Knaben-) Seminar. Wir nehmen Knaben im Alter von 13—14 Jahren und führen dieselben nach einem Lateincurs von 6 Jahren in die philosophischen und theologischen Fächer ein, so daß sie im vollendeten 25. Jahre die Priesterweihe empfangen. Es ist keine leichte Arbeit, da wir bloß zu 3 Professoren sind. Die Zahl der Alumnus beträgt im Augenblick

bloß 18, doch sind Ende 1897 12 neue in Aussicht, was die Zahl auf 30 bringt. Um Weihnachten werden dann 3 ausgeweiht. Es ist dies erst die zweite Priesterweihe in Korea. Die im vorigen Jahre hat uns 3 koreanische Priester geschenkt, mit denen wir sehr zufrieden sind. Sie leisten treffliche Dienste und halten sich sehr erbaulich. Leider müssen wir aus Mangel an Unterhaltungsmitteln manche recht fähige Leute abweisen. Wie Sie sich leicht denken können, muß die Mission vollständig für die Erziehungskosten aufkommen, und Sie wissen, daß sie arm ist. 200 Francs jährlich genügen übrigens für einen Alumnus, so daß die Gesamtkosten für Heranbildung eines Priesters bloß auf etwa 2000 Francs kommen. Allein auch diese geringen Kosten kann die Mission allein

für eine größere Zahl nicht aufbringen. Hoffen wir, daß die Vorsetzung, die ja weiß, daß die Erziehung eines einheimischen Clerus das allernothwendigste Werk ist, uns zu Hilfe kommen wird. Ich will von andern Bedürfnissen unseres Seminars gar nicht reden. So haben wir noch immer keine eigene Kapelle, die doch so nöthig wäre. Aber die Mittel!"

China.

Apostol. Vicariat Süd-Schantung. Ueber die Ermordung der beiden Steyler Missionäre sind soeben verschiedene Briefe eingelaufen, welche Einzelheiten enthalten von dem Verlauf des blutigen Ereignisses, das den beiden Steyler



Missionären, P. Ries und P. Henle, den Tod brachte. Der zeitige Vorsteher der Mission, Herr Provicar P. Freinademetz, berichtet dem Generalsuperior der Gesellschaft wie folgt:

„Am 31. October besuchten die beiden Missionäre P. Henle und P. Stenz, von der Stadt Tju-je kommend, die Christengemeinde Tschang-tja-tschuang (Tschang-fia), vielleicht wohl die schönste Gemeinde von Süd-Schantung. Am 1. November vormittags traf vom benachbarten Li-tja-tschuang, 27 Li (3 Wegstunden) von Tschang-tja-tschuang entfernt, zum Bezirke Uinschang gehörig, Herr P. Ries ein. Er hatte in Li-tja das Allerheiligste gefeiert und wollte in Tschang-tja mit Herrn Henle und Stenz den Allerseelehtag feiern. Zu diesem Zwecke studirten sie das Requiem ein, und nachdem sie besonders noch das Misere-mini mei, saltem vos, amiei mei (Erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde!), gut eingeübt, legten sie sich gegen

10 Uhr zur Ruhe, und zwar schliefen P. Ries und P. Henle in einem (eben fertig gebauten) Hause zusammen, während P. Stenz sich in einem Bettstüchzen des Pförtnerzimmers zur Ruhe legte.

„Die Herren mochten gerade eingeschlummert sein, als gegen 11 Uhr eine bis an die Zähne bewaffnete Rote von 20—30 Mann in den Hof hereinstürzte und durch das gewaltsam erbrochene Fenster in das Zimmer der beiden Missionäre eindrang. In Zeit von etwa vier Minuten ward alles, was nicht nagel- und niestfest war, geplündert, und die beiden Priester röchelten bereits in ihrem Blute. Nach weiteren sechs Minuten machte der Tod ihrem gräßlichen Leiden ein Ende. P. Ries hatte 13 Stichwunden, P. Henle hatte 9 erhalten. Ersterer lag auf seinem Angesicht hingestreckt, letzterer auf dem Rücken liegend ausgestreckt, neben ihnen eine furchtbare Blutlache am Boden. Wir schickten die blutgetränkten Kleidungsstücke als Andenken mit nach Steyl.

Ansicht von

„Nachdem die Unmenschen dies ihr mörderisches Handwerk beendet, räumten sie das Zimmer, rannten im Hofraume umher und riefen: Wir haben dem Langbarte (P. Stenz) noch nicht den Garaus gemacht. Wo ist der Langbart? Der arme P. Stenz lag in seinem Zimmerchen an der Pforte. Sein Leben hing also an einem Faden. Doch der Himmel wollte ihn noch der Mission erhalten. Die Unholde fanden ihn nicht und zogen ab.

„Raum hatten sie den Hof geräumt, als Herr Stenz aus seinem Verstecke heraustrach, um nach den beiden Mitbrüdern zu sehen. P. Henle war noch bei Bewußtsein, erhielt rasch die Absolution und die letzte Oelung und war dann todt. P. Ries gab kein Lebenszeichen mehr und erhielt deshalb bedingungsweise die heilige

Losspredung. Vom Ueberfalle bis zum Tode der beiden Missionäre mögen 10 Minuten oder eine Viertelstunde verstrichen sein.

„Noch dieselbe Nacht brachte ein Bote die schreckliche Nachricht nach Zi-ning, und ich eilte mit Herrn Bilstermann sogleich nach Tschang-tja-tschuang, besichtigte die schaurige Scene und besuchte rasch den Mandarin. Dann telegraphirte ich an den deutschen Gesandten und nach Steyl, ordnete darauf den Ankauf zweier Särge und die Beschaffung der beiden Leichen nach Tā-tja-tschuang, wo am 16. November die feierliche Beerdigung stattfinden wird. Alle Mitbrüder der Mission sind gebeten, nach Möglichkeit sich am Begräbnisse zu betheiligen.

„Das der blutige Vorgang vom Allerheiligentage in Tschang-



S. 98.)

tja-tschuang, für die Mission ein Schlag, wie bis dahin sie noch keiner getroffen hat: zwei arbeitskräftige und arbeitslustige Missionäre gerade in der Blüthe ihrer Jahre hingemordet!“

Diesem kurzen Berichte über das blutige Ereigniß, das in den weitesten Kreisen die größte Theilnahme erweckte und das, wie es scheint, nach Gottes Absicht einen neuen und hoffentlich segensreichen Abschnitt der Mission von Süd-Schantung herbeiführen soll, legt der hochw. Generalsuperior der Missionäre von Steyl, Herr Arnold Janßen, folgende Ergänzungen aus andern inzwischen eingetroffenen Briefen bei:

„Ich erlaube mir, noch einige Einzelheiten beizufügen. Die Ermordung war eine sehr grausame. Der Wunden waren sehr viele, die Messer müssen lang gewesen und im Leibe der beiden Gemordeten herumgedreht sein. Bei Herrn Ries war deutlich zu sehen, wie Stücke aus dem Leibesinnern herausgeschnitten waren.

So verfahren sie mit zwei wehrlosen Missionären, die eben angekommen waren und nun im besten Mannesalter auf so grausame Weise ihr Leben verloren. Da die That so offen ausgeführt wurde, so haben die Mörder offenbar geglaubt, es würde ihnen nichts geschehen. Jedoch hat das böse Gewissen sie alsbald nach verübter That von dort weggetrieben, und so wurde der Hausobere, Herr Stenz, gerettet. Später kamen einige noch wieder zurück, wagten aber nichts Weiteres mehr, da bereits eine Anzahl von Christen sich dort versammelt hatten.

„Ob die beiden Missionäre aus Haß gegen das Christenthum ermordet wurden, wollen wir dahingestellt sein lassen. Fast scheint es so, weil sie fremd waren. Ein Missionär, P. Erlemann, schreibt an einen Mitbruder: „Daß wir in diesen Tagen sehr schwere Stunden gehabt, kannst du dir denken. Und auch ihr werdet noch ein tiefes Gefühl des Mitleidens empfinden, wenn ihr die von

Blut durchtränkten und mit Messern durchstochenen Kleider der beiden Missionäre zu Gesicht bekommt. Erst seit gestern ist es mir besser zu Muthe geworden, nachdem ich in das nunmehr erloschene Auge der theuern Mitbrüder geblickt, ihre Wunden und ihre in rothe Meßgewänder gebahrten sterblichen Ueberreste geschaut habe. Der Friede des Grabes lag wohl in ihren Zügen. Aber wenn man das Leben des Missionärs mit allen seinen Opfern, Entbehrungen und Leiden betrachtet, dann muß man wieder froh werden ob des Lohnes, der hier unausbleiblich folgen muß.

„Angesichts eines solch blutigen Todes fragt man wohl: Haben die Getödteten keine Ahnung von dem ihnen bevorstehenden blutigen Tode gehabt, oder wenigstens nach einem solchen verlangt? Und da kann ich von P. Nies eine Stelle aus dem Briefe anführen, den er am 19. Februar 1885 von Schanghai aus schrieb, als er soeben den chinesischen Boden betreten hatte: „Mehr als einmal habe ich den lieben Gott um die Gnade des Martyriums gebeten; aber sie wird mir wohl nicht zu theil werden. Mein Blut ist dem lieben Gott nicht roth genug und ist noch mit allerlei Staub verunreinigt. In meinen Adern fließt kein Martyrerblut. Doch ist der liebe Gott äußerst gnädig mit mir gewesen, und wenn ich einen Blick in die Vergangenheit werfe, so muß ich ausrufen: *Investigabiles sunt viae Domini!* (Unerforschlich sind Gottes Wege!)“

„Franz Xaver Nies, geboren den 11. Juni 1859 zu Rehdinghausen (Diocese Paderborn), trat am 7. Mai 1879 in Steyl ein, wurde am 7. Juni 1884 Priester und reiste am 1. Januar 1885 nach China. — P. Richard Henle, geboren den 21. Juli 1863 zu Sietten bei Haigerloch in Sigmaringen, trat am 8. October 1880 zu Steyl ein, wurde am 15. Juni 1889 Priester und reiste am 15. Juli 1889 von Steyl nach China ab.“

Apostol. Vicariat Ost-Hupe. Stand der Mission. Der hochw. Missionär P. Caspar Fuchs hat uns folgenden Bericht des hochw. Apostol. Vicars, Mgr. Epiphanius Caraffare, über diese dem Franziskanerorden anvertraute Mission Central-Chinas vermittelt:

„Unser Vicariat ist in fünf Hauptdistricte getheilt, welche den fünf Städten ersten Ranges entsprechen. Als im Jahre 1871 die Provinz von Hupe in drei apostolische Vicariate getheilt wurde, fielen auf den östlichen Theil ungefähr 9300 Christen; jetzt zählt derselbe nahezu 16000 Christen. Wollte man jedoch auch nur die Tausen der Erwachsenen allein zählen, deren es jährlich zwischen 300 und 400 gab, so müßten 18000 bis 19000 Christen da sein. Wenn nun die Zahl geringer ist, so muß man die Ursache in den häufigen Epidemien und in der Uebersiedelung in andere Provinzen suchen.“

„Die Glaubensverbreitung schreitet in den letzten Jahren rascher vorwärts als früher, und die Befehrungen nehmen besonders in einigen Districten in erfreulicher Weise zu. Ich beginne mit dem Districte der Provinzhauptstadt Utschangfu. In frühern Jahren gab es hier sehr wenige Befehrungen, welche auch regelmäßig Feindseligkeiten von seiten der Heiden zur Folge hatten. Man konnte von einem unfruchtbaren Acker sprechen. Gewiß ist, daß auf diesen Theil mehr Mühe und Aufwand verwendet wurde als auf irgend einen andern.“

„Seit einem Jahre jedoch haben wir gegen jede menschliche Voraussicht in der Unterpräfector Taje ungefähr tausend Befehrungen, und soweit es scheint, wenigstens zum größten Theile auch solche, die aufrichtig sind. Diese Katechumenen gaben nämlich je nach dem Vermögensstande der einzelnen Familien bereits ihren Theil zum Unterhalte des Missionärs, was unter den Neubefehrten als eine Seltenheit angesehen werden muß, da man nach dem Bei-

spiele des hl. Paulus, um ihnen die Selbstlosigkeit der Kirche zu zeigen, nichts von ihnen fordert, was als zeitliche Belohnung gelten könnte. Und diese schöne Bewegung in den Befehrungen hält in der Gegend an; der Herr sei dafür gepriesen!

„Ich gehe über zum Districte Teganfu. Die Neubefehrten, deren es einige Hundert gibt, gehörten größtentheils jener Secte an, welche sich von allem enthält, was vom Thiere stammt, also auch von Eiern (Milch gibt es bei den Chinesen ohnehin kaum), und welche Fastende oder Vegetarianer heißen. Es ist dies eine Secte, welche sich ganz besonders abergläubischen Gebräuchen und der Zauberei ergibt. Aber trotz alledem macht man die Erfahrung, daß die Neubefehrten aus ihnen besser sich machen als die übrigen; sie beobachteten gewissenhafter die Gebote Gottes und der Kirche. Dies erklärt sich wohl theilweise daraus, daß sie schon vorher sich in der freiwilligen Abtödtung geübt haben. Ich besuchte dieselben voriges Jahr bei Gelegenheit der Weihe zweier neugebauten Kapellen und fand, daß, wenn auch viele derselben noch nicht hinlänglich unterrichtet waren, doch alle einen guten Willen und viel Glauben zeigten, so daß wir das Beste hoffen. Zur Probe der Aufrichtigkeit des Glaubens dieser neuen Christen und Katechumenen werde ich eine Thatsache aus verfloßnen Jahre in wenigen Worten erzählen:

„In verschiedenen Gegenden veranstalteten die Heiden, um sich die Götter geneigt zu machen und weil es in China nun einmal so Sitte ist, zu deren Ehre öffentliche Theatervorstellungen, so daß jeder aus dem Volke denselben beiwohnen kann. Die Ortsvorsteher, welche das dazu nöthige Geld von Familie zu Familie sammelten, forderten nun auch einige Familien unserer Neubefehrten auf, dafür zu zahlen. Allein die Gläubigen, wohl wissend, daß ihnen dies nicht erlaubt sei, weigerten sich standhaft, mitzuthun. Darauf sagten die Heiden: „Wenn ihr nicht gutwillig zahlt, so bringen wir euch mit Gewalt dazu.“ Wirklich erschienen sie tags darauf in guter Anzahl, und da die Christen auf ihrer Weigerung beharrten, ging man zu den Ställen und raubte ihnen zwei Ochsen. Während nun die übrigen nicht zu widerstehen wagten, erschien eine Frau, durch den verübten Gewaltact sehr aufgebracht, vor den Heiden und versuchte mit Worten und Händen die Ochsen zurückzuerhalten. „Zahlet,“ sagten wieder die Heiden, „dann lassen wir die Ochsen frei.“ — „Nein, wir werden nicht zahlen, weil wir nicht dürfen,“ war die Antwort. Als dann wurde die Frau von den Heiden zu Boden gerissen und mit Fäusten und Stockschlägen derart mißhandelt, daß die Arme nach wenigen Stunden den Geist aufgab. Dieser Tod war für die Verbreitung des heiligen Glaubens nicht unfruchtbar; denn nachdem die Angelegenheit vor Gericht gekommen und durch Vermittlung des Missionärs nach dem Maße der Gerechtigkeit entschieden war, schlossen sich viele andere Familien dem Christenthum an.

„An den District Teganfu grenzt ein anderer, der von seiner hervorragenden Stadt Ganloufu heißt. Er zählt vier Unterpräfecturen, und in drei derselben finden sich viele Katechumenen; jedoch mehr als anderswo in Tschinjan. Hier allein wurden im Jahre 1896 über 200 Erwachsene getauft, und bei tausend Personen schlossen sich dem Christenthum an. Auch im letzten Jahre waren es wohl ebenso viele. Das ist sehr tröstlich, doch wage ich nicht zu sagen, daß alle diese Befehrungen auch aufrichtig und dauernd seien. Die Parabel desjenigen, der ausging zu säen, bleibt immer wahr: nicht alle Saat bringt Frucht und entwickelt sich in gleichem Maße. Nichtsdestoweniger ist gewiß, daß viele jener Neophyten gegründete Hoffnung der Standhaftigkeit geben.

Gott würdigt sich in seiner unendlichen Barmherzigkeit, sie selbst auch mit wunderbaren Gnaden zu stärken. Ich führe nur das eine oder andere Beispiel an, so wie es mir erzählt wurde. Ein Christ gab einem heidnischen Freund, der die offenbaren Zeichen der Beseffenheit verrieth, Weihwasser zu trinken und besprengte auch das Wohnzimmer damit. Sofort wurde der Unglückliche von seinem Zustande geheilt.

„Ein anderer Christ wurde eines Tages von seinem heidnischen Nachbar gerufen, seinen Sohn zu heilen, welcher wegen einer großen Geschwulst im Halse große Schmerzen erduldete. Ohne andere Mittel anzuwenden, heilte ihn der Christ mit dem heiligen Kreuzzeichen und einem kurzen Gebete. Dergleichen Heilungen von Beseffenheit und verschiedenen Krankheiten einzig durch Gebet und Anwendung des Weihwassers sind häufige Vorkommnisse unter unsern Neophyten und Katechumenen; das ist ja auch nicht zu verwundern, da das Versprechen des Herrn im Evangelium Bestand hat: „Die Zeichen, welche jenen folgen, die glauben, sind diese: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben u.“

„Bei meinem letzten Besuche in jenen Gegenden und in der Nähe des Marktes Sipancho baten mich die guten Neophyten und Katechumenen, welche da und dort zerstreut leben, eine Kirche zu bauen. Sie zählten damals nicht mehr als ein- bis zweihundert Köpfe. Um mich einerseits der mir vorderhand unmöglichen Auslagen zu entziehen, und um andererseits sie aufzumuntern, sagte ich, daß eine Kirche gebaut würde, sobald 1000 Christen vorhanden seien. Ich dachte nämlich, daß mehrere Jahre vergehen würden, bevor diese Zahl erreicht wäre. Jedoch, und der Herr sei dafür gepriesen, ich täuschte mich. Lang vor der Zeit wurde mir mitgetheilt, es gäbe deren schon mehr als 1000. Nothwendig mußte ich also mein Versprechen jetzt einlösen; da mir aber augenblicklich kein Geld zu dieser außerordentlichen Auslage zur Verfügung stand, fand ich abermals einen Vorwand zu gerechtfertigter Verzögerung und antwortete, daß die Annahme der heiligen Religion noch nicht genug sei, ich wolle auch sehen, ob sie in derselben standhaft verharren.

„In Wahrheit scheint mir die größte Schwierigkeit der Glaubensverbreitung in gegenwärtiger Zeit nicht darin zu liegen, neue Bekehrungen zu machen, sondern zu bewirken, daß die Neubefehrten in dem Glauben auch standhaft verharren, in dessen Geist eindringen und dessen Gebote beobachten. Um dies zu erreichen, bedarf es aber außer der Beihilfe Gottes und dem Eifer der Missionäre gewöhnlich auch des Geldes. Der Grund davon ist, daß unsere Neophyten arme Leute sind. Sie haben kaum das Nothwendige für sich selbst und können also die häufigen Reisen der Missionäre und Lehrer, die Ausgaben für Schulen und Andachtsstätten nicht selbst bestreiten. Diese Auslagen fallen somit fast ganz auf die Schultern der Mission.

„Ich sprach bisher nur von dreien der fünf großen Districte, in welche dieses Vicariat getheilt ist; in diesen zeigte sich nämlich bis jetzt größere Bewegung zum Christenthum. Aber auch die andern zwei, Hanjangsu und Hoantschoufu, sind nicht unfruchtbar, ja dieser letzte scheint bald mit den andern wetteifern zu wollen. In der That erhielt ich vor einigen Tagen einen Brief von dem Missionär, dem die Sorge jener Gegend obliegt, worin es heißt: „Die Zahl der Katechumenen hält sich am Wachsen; sie reicht schon an tausend. Hier in Npesi mußte am heiligen Pfingstfeste ein Drittel der Andächtigen außerhalb der Kirche bei strömendem Regen aushalten, da die Kirche ganz gefüllt war. An jenem Tage zählte man 138 Bekehrungen.“

„Ich schließe diesen kleinen Bericht, indem ich allen frommen Personen, welche davon Kenntniß erhalten, auf das wärmste empfehle, für die Bekehrung so vieler Ungläubigen und um die Gnade der Beharrlichkeit der Neubefehrten Gott zu bitten.“

Apostol. Vicariat Tschekiang. Das einheimische Priesterseminar in Ou-Kanei-Sain. Der Güte des hochw. Herrn Pfarrers Albert Huber in Terrenz bei Imst (Tirol) verdanken wir folgenden Bericht, den ihm sein ehemaliger Schüler, nunmehriger Lazaristenmissionär in China, Herr Karl Wittib, gleichfalls ein Tiroler, zugesandt hat.

„Am 18. Januar konnten wir das neue Seminargebäude beziehen, welches um einen geräumigen Schlaftaal, ein Speisezimmer und einen großen Studienaal vergrößert wurde. Die dadurch vermehrten Studienplätze sind am selben Tage durch 17 neue Zöglinge eingenommen worden, und die Zahl unserer Seminaristen beläuft sich auf 44 Jünglinge, welche sieben verschiedene Abtheilungen, gemäß ihren Fortschritten in den Studien, bilden, so daß wir von nun an hoffen können, im Zeitraume von je 10 Jahren ungefähr 40 einheimische Priester heranzubilden. Diese Arbeit erheischt jedoch natürlicherweise viel Geduld. Wenn nämlich der kleine Chinese in das Seminar eintritt, so weiß er weder a noch b zu lesen und hat noch keine Idee von der erhabenen Tugend, zu welcher er herangebildet sein soll; nur eines bringt er mit sich, den größten Schatz der Jugend, ein geheiztes Herz, was den Lehr- und Erziehungsmitteln einen guten Erfolg versichert. Abgeschieden von aller heidnischen Umgebung, erlernt der Seminarist die Sprache und Literatur seines Landes in solcher Weise, daß die heidnischen Ideen der Autoren auf seinen jugendlichen Geist keinen schlechten Einfluß ausüben. Ebenso viel Zeit wie für die chinesische Sprache widmet er der lateinischen Sprache, welche später seine officielle Sprache im Verkehre mit seinen kirchlichen Obern und in den Priester-Conferenzen sein wird. Predigten, Conferenzen, geistliche Exercitien, Religionsunterricht, öfterer Empfang der heiligen Sacramente und alle übrigen Mittel, welche der heilige Glaube uns in die Hände legt, werden angewandt, um aus dem kleinen Chinesen einen braven Menschen, guten Christen und ausgezeichneten Priester zu machen. Zwei Mittel will ich besonders erwähnen, die einen ganz besondern Erfolg haben, das sind die heiligen Ceremonien und die Andacht zur allerheiligsten Jungfrau. In einem heidnischen Lande wie China, wo die Herzen mehr als anderswo an die Materie sich hängen und der Geist im Irdischen geankert ist, kann man die äußere Seite der Religion nicht vernachlässigen, denn sie spielt eine große Rolle in der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Man muß zu den Sinnen reden, um zur Seele zu gelangen, und die Schönheit des Cultus und der Glanz des Gottesdienstes bereitet die Herzen zum Empfange der Gnade vor und erweckt im Geiste den Gedanken an Gott und seine unendlichen Vollkommenheiten. Euer Hochwürden wären gewiß sehr erbaut, wenn Sie die musterhafte Haltung unserer jungen Leute am Altare sehen würden. Ihre äußere Erscheinung, voll Bescheidenheit und Würde, bekundet einen lebendigen Glauben an die Gegenwart des Heilandes im heiligsten Sacramente und eine Festfeier bildet den Gegenstand ihrer Unterhaltungen durch mehrere Tage. Mit welcher Freude theilnehmen sich aber auch alle an der Bereitung der Altäre und Verschönerung unserer kleinen Kirche, welche sie durch die mannigfaltigsten Mittel ausschmücken und so das Angesicht derselben erneuern! Mit großer Ausdauer erlernen die Kleinen den Choralgesang und führen den-

selben mit heiligem Ernste aus. Besonders rührend ist es aber, die Verehrung dieser kleinen Chinesen zur heiligsten Jungfrau zu betrachten. Könnten Euer Hochwürden doch nur einmal Zeuge sein des Eifers und der Begeisterung, mit welcher unsere Zöglinge am Schlusse der heiligen Messe, abends vor dem Nachtgebete, nach der Abbetung des heiligen Rosenkranzes das lateinische ‚Ave Maria‘, ‚Memorare‘, ‚Sub tuum praesidium‘ und andere Lieder zu Ehren der Mutter Gottes singen! Kein Monat wird in so heiliger Sammlung zugebracht als der Monat Mai, wo die Kleinen unter sich wetteifern, wer den schönsten Blumenstrauß für den Maialtar von den Spaziergängen nach Hause bringt. Ich könnte Ihnen noch von den Besuchen des allerheiligsten Sacra-

mentes während der Erholungszeit und jenen des Muttergottesaltars reden, aber ich merke, daß ich zu lang werde. Ein besonderer Segen begleitet darum die Heranbildung des einheimischen Clerus, und wir haben unter demselben wahre Muster priesterlichen Eifers und apostolischer Tugend. Hierfür einige Beispiele. Es war im vergangenen Jahre in der Mission von Kiou-tscheou, daß ein armer Christ sechs Meilen weit in die Wohnung eines chinesischen Priesters kam, um ihn zu ersuchen, seiner sterbenden Frau die letzten Sacramente und Tröstungen der heiligen Religion erteilen zu wollen. Gerade wehte ein sehr heftiger Wind, verbunden mit einem sündfluthlichen Regen, wie solche die Wege hier häufig ungangbar machen. Die Hausleute des Missionärs weigerten



Hakodate im Festschmuck. (Nach einer Photographie. — S. 98.)

1 Buddhistischer Tempel. 2 Russische Kirche. 3 Katholische Kirche.

sich deshalb auch, ihn auf einem solchen und so weiten Wege zu begleiten, und glaubten durch diese Verweigerung zu bewirken, daß der Priester für den Versegang schöneres Wetter abwartete. Da zog der Missionär seine Schuhe und Strümpfe aus, legte sie über die Achseln, schürzte sein Kleid, zog Strohsandalen an, gab dem ihn suchenden Christen die Meßkiste und machte sich so auf den Weg. Die Hausleute, dadurch beschämt, sandten ihm alsogleich einen Meßdiener nach.

„Am 15. Januar begleiteten wir einen noch im jugendlichen Alter stehenden chinesischen Mitbruder zur letzten Ruhe. Sein Tod war eine Folge seines heiligen Eifers im Unterrichte der Neubefehrten. Diese sind fast durchwegs arme Landbebauer und können darum dem im Laufe des Tages gegebenen Unterrichte nicht bei-

wohnen. Dies brachte den Seeleneifer jenes jungen Missionärs zu dem Entschlusse, bei Tage die Frauen und des Nachts die Männer zu unterrichten. Durch mehrere Monate widerstand die jugendliche Kraft des eifrigen Katechisten den aus einer solchen Arbeit sich ergebenden Ermüdungen. Am Schlusse einer Mission jedoch überkam ihn an der Schwelle der Kapelle, wo er den Christen noch seinen Abschiedssegens erteilt hatte, ein heftiger Blutsturz, welcher aber nicht im Stande war, ihn von der bisherigen Lebensweise abzubringen, bis ein zweiter und dritter Blutsturz ihn zu weiterem Dienste unfähig machte und nach 1½ Jahren an den Rand des Grabes brachte, in welchem nun sein abgezehrter Körper die Verherrlichung und den Lohn für einen so heldenmüthigen Eifer erwartet.

„Andere einheimische Missionäre haben sich mit heiliger Eifersucht beim hochwürdigsten Apostol. Vicare darüber beklagt, daß die europäischen Missionäre immer den schwierigeren Theil für sich nehmen und ihnen die leichtern Arbeiten der Missionen überlassen.

„Ich kann wohl auch als eine gute Note für den Geist, der unsern Clerus beseelt, anführen, daß alle ohne Ausnahme in unsere Genossenschaft eintreten und die Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams ablegen wollen, obwohl wir niemals dazu irgendwie einladen. Aus allen diesen errungenen Erfolgen können Euer Hochwürden auf die Innigkeit unseres Wunsches schließen, das Werk der Erziehung eines einheimischen Clerus gesichert zu sehen. Dazu ist ein Zweifaches erforderlich: die Tilgung der Geldschuld und die Fundirung oder Stiftung von Plätzen im

Seminare, welche dessen Fortbestand sicherstellen könnten. Die Seminaristen werden bis jetzt ausschließlich durch die jährlichen Almosen gekleidet und ernährt, was jedoch eine sehr unsichere Stütze ist. Durch ein Kapital von 700 fl. kann ein Seminarist für immer unterhalten werden; denn nach chinesischem Procentsatze trüge uns diese Summe jährlich 100 fl. ein, was zum Unterhalte eines Seminaristen genügt, da wir in Nahrung wie in Kleidung die größtmögliche Sparsamkeit walten lassen. — Die Schulb., welche wir um der Vergrößerung des Gebäudes willen übernehmen mußten, beläuft sich auf 2000 fl. — Verzeihen Sie mir, daß ich so aufrichtig Euer Hochwürden meine Wünsche und Kümmernisse mittheile, denn es handelt sich um die Erziehung von Priestern; ein Priester aber ist das Heil für Tausende von Seelen.“



Buddhistischer Umzug in Kioto. (S. 98.)

Borderindien.

Diöcese Puna. Die Mission von Sangamner. Rückblick auf das Hungerjahr. „Es ist schon eine lange Zeit,“ so schreibt uns P. Otto Weishaupt S. J. Ende v. J., „seitdem ich meinen letzten Bericht an die ‚Katholischen Missionen‘ sandte. Ich dachte mir, daß jetzt Hilferufe von allen Theilen Indiens kämen, und da wollte ich nicht gerne die andern Missionen in ihrer so großen Noth auf die Seite drängen. Doch wandte ich mich persönlich an mir befreundete Wohltäter dieser Mission, namentlich im Süden Deutschlands, und diese haben mir denn auch großherzig geholfen, so daß ich meinen Christen und auch vielfach Heiden gut helfen konnte. Diesen hochherzigen Seelen sei hiermit öffentlich von Herzen gedankt. Unsere armen Christen

haben sehr viel für unsere Wohltäter gebetet. Die außergewöhnliche Hilfe, die wir während dieses Hungerjahres erfuhren, ist mir nur ein neuer Beweis dafür, daß man auf den hl. Joseph nicht umsonst vertraut. Als vor einem Jahre die Hungersnoth begann, sahen alle Missionäre und auch die Obern nur mit Bangen der Zukunft entgegen. Auch mich überkam mehrmals ein Gefühl der Besorgniß und Furcht. Hatte ich ja kurz vorher erst unsere neuen Missionsgebäude aufgeführt und damals schon alle mir bekannten und auch unbekannten Gönner der Mission sozusagen geplündert. Wie konnte ich da die Hoffnung hegen, daß dieselben mir noch einmal in der Noth beistehen werden? Doch verlor ich den Muth nicht. Ich sagte meinen Christen: „Machen wir den hl. Joseph dieses Jahr zu unserem Brodvater! Wie er im verfloßenen Jahre uns zu einer herrlichen Kapelle und den entsprechenden Missions-

gebäuden verhalf, so wird er in diesem Jahre uns das tägliche Brod verschaffen.' Somit beteten unsere Christen in allen Dörfern tagtäglich in dieser Meinung zum Hl. Joseph. Und, wie gesagt, er hat uns gut geholfen. Ich kann wohl behaupten, daß er jetzt der Lieblingsheilige unserer Christen geworden ist.

„Ueber die Hungersnoth selber brauche ich kaum viel zu sagen, da ich in meinen Schilderungen nur zu wiederholen hätte, was schon andere geschrieben haben. Am schlimmsten räumte die Noth unter dem Hornvieh auf. In den meisten Dörfern verendete die Hälfte bis drei Viertel aller Ochsen, Kühe, Buffalos; auch die Pferde erlagen in ähnlicher Anzahl. Ueberall sah man an den Straßen und auf den Feldern Thierleichen. Und die überlebenden Thiere sehen jetzt noch meist jämmerlich aus. Dies ist ein großer Schaden für die Landwirtschaft; die Acker können nicht zur Zeit gepflügt und bebaut werden. Da leiden namentlich die kleinern Bauern, denen kein Stück Vieh mehr blieb. Diese sollen nun zu den größern Grundbesitzern gehen und Ochsen leihen. Selbstverständlich wollen diese mit ihrer übriggebliebenen Habe zuerst ihre eigenen Felder bestellen, und dann, wenn es nicht schon zu spät ist, helfen sie erst ihren ärmern Kunstgenossen, verlangen dabei aber gleich zum voraus einen großen Theil der kommenden Ernte. Gewöhnlich muß da dem Reichern die Hälfte der Ernte überlassen werden für die Mühe des Ackerens und Eggens. Das ist nach europäischen Begriffen wohl sehr hart.

„Was die Menschen angeht, so starben zum Glück, wenigstens in dem Bezirke Sangammer, nicht so viele, wie anfangs befürchtet wurde. Doch war die Sterblichkeit hier in diesem Jahre ungefähr doppelt so groß als in gewöhnlichen Jahren. Unter den Christen verlor ich allein in diesem Jahre durch Tod gerade so viele als in den vier vorausgehenden Jahren zusammen genommen. Trotzdem blieb die Zahl der Christen infolge der zahlreichen Bekehrungen stets im Wachsen. Vor fünf Jahren begann ich hier mit nichts, und nun zähle ich 1200—1300 Christen. Daß die Sache hier nicht so schlimm wurde wie in andern Theilen Indiens, ist an erster Stelle den zahlreichen öffentlichen Arbeiten zuzuschreiben, welche die Regierung allerorts zur Linderung der Noth unternahm. Die Erwachsenen erhielten freilich den niedrigsten Lohn, den man sich denken konnte, aber sie wurden wenigstens vor dem Hungertode bewahrt; ihren Kindern und Säuglingen wurde unentgeltlich das tägliche Brod gereicht. Die Krüppel, Blinden, Lahmen, Aussätzigen, Alten erhielten in ihren Dörfern wöchentlich Getreide-rationen, so daß auch für ihren Unterhalt einigermaßen gesorgt war. In sehr schlimmen Fällen ließ die Regierung auch Kleider und Decken austheilen. Kurz, die Regierung that das Menschenmögliche, und vernünftigerweise kann niemand ihr vorwerfen, daß sie die Noth nicht nach Kräften zu lindern bemüht war. Trotzdem war dieselbe groß genug, theils weil die Löhne so niedrig gestellt waren, theils weil die Brahminen-Beamten, herzlos und eigennützig, wie sie sind, die armen Leute in ihrer Noth noch ausbeuteten und ihre Löhne verkürzten. Die himmelschreienden Ungerechtigkeiten können den englischen Beamten nicht zur Last gelegt werden, weil diese ja in verschwindend geringer Anzahl sind und das Geld austheilen, Rechnungen machen u. dgl. Sache ihrer Unterbeamten ist. Diese aber sind meist Brahminen, die einander nicht leicht verrathen. In Unredlichkeit, Lügenhaftigkeit, Heuchelei, Hartherzigkeit und Verachtung aller übrigen Kasten sind die Brahminen meisterhaft geschult. Dies ist das Urtheil aller, die längere Zeit unter Brahminen zu leben haben, und dies wissen auch die hohen englischen Beamten. „Aber was sollen wir thun?“ sagen diese häufig zu mir. „Setzen wir einen ab, dann kommt ein anderer an seine Stelle, der

zum wenigsten nicht besser, vielleicht noch schlimmer wäre.“ Uebrigens kann man kaum einmal einem Brahminen etwas nachweisen, einerseits weil er so schlau ist, und andererseits weil niemand, auch nicht die Uebervortheilten und ungerecht Bedrückten, gegen die Brahminen, diese „Göttersöhne“, Zeugniß ablegen will. Selbstverständlich, wenn einmal die englischen Beamten einen Brahminen eines Betrugs überweisen können, dann geht es diesem schlimm. Aber so etwas geschieht selten. Und dann noch jammert das ganze Brahminenlager über die „Tyrannei“ der englischen Regierung.

„Ich sprach soeben von der Hartherzigkeit der Brahminen. Mehr oder weniger sind sämtliche Heiden hart und lieblos. Was wäre aus Indien in diesem Jahre geworden, wenn nicht aus Europa und namentlich aus England so reiche Almosen gekommen wären? Und was erst, wenn eine einheimische Regierung (gleichviel ob Hindu- oder Mohammedaner-Regierung) über das Loos Indiens und seiner dreihundert Millionen Einwohner zu entscheiden gehabt hätte? Die Leute wären einfachhin zu Hunderttausenden, vielleicht Millionen dem Hungertode anheimgefallen. Ich könnte manche Beispiele von echt heidnischer Hartherzigkeit aufzählen. Eines genüge, das sich in einem benachbarten Dorfe, Ambhora, zutrug. Dort lebte eine arme Wittwe, die ein einziges, noch nicht erwachsenes Kind hatte. Ihr letztes Getreide war aufgezehrt. Da ging sie zu den reichen Bauern im Dorfe, die noch viel Getreide hatten, und bat um etwas Hilfe für sich und ihren Sohn. Aber niemand wollte sich erbarmen, überall wurde sie abgewiesen. So war sie schon den dritten Tag ohne Speise geblieben. Ihre letzten Kräfte zusammennehmend ging sie in die umliegenden Felder und sammelte dürres Reisig. Als sie einen Bündel bereit hatte, nahm sie denselben und trat den Weg nach Sangammer, acht englische Meilen entfernt, an, in der Hoffnung, für das Brennholz einige Kupferstücke zu erhalten. Todesmatt kam sie gegen Abend in die Nähe der Stadt; aber da wurde die Aermste der Armen ihrer einzigen Habe, des Reisigbündels, beraubt. Nun wandte sie von Thür zu Thür in der Stadt, ihr Elend klagend und um Hilfe flehend. Aber auch nicht eine Handvoll Getreide erhielt sie. Am folgenden Morgen, es war der vierte Tag, seitdem sie den letzten Bissen gekostet, machte sich die Frau auf den Heimweg. Dort angekommen, fiel sie ganz entkräftet vor ihrer Hütte nieder. Kein Wort mehr kam über ihre Lippen, nur mit der Hand machte sie noch zeitweilig eine Bewegung wie um Speise bittend. Da kam einer meiner Neubekehrten, der Regierungsbeamter ist, zufällig in das Dorf und hörte von der armen Wittwe. Sofort ging er zu ihr und ließ in aller Eile einen Brei für sie bereiten. Aber kaum hatte sie etwas von dem Brei geschlürft, da starb sie. Mein Christ ging sofort zum Patil (Bürgermeister) des Dorfes und machte ihm und den reichen Bauern sehr ernste Vorstellungen wegen ihrer Herzlosigkeit. Aber das blieb ohne großen Eindruck auf die Heiden. Sie antworteten bloß: „Sollen wir, um die Alte zu retten, selber mit Weib und Kind des Hungertodes sterben?“ Darauf machte mein Convertit beim hiesigen Mamletder (einem höhern Beamten), der selbstverständlich ein Brahmine ist, Anzeige von der schweren Pflichtverletzung des Patils. Die englische Regierung hatte nämlich allerorts den Patils strengste Weisung gegeben, sie bei Zeiten wissen zu lassen, wer in Noth sei. Der Mamletder rief den Patil und gab sich wenigstens den Anschein, als ob er die Sache untersuchen wolle. Aber der Patil hatte seine Zeugen, die ihm gehorsam aussagten, die Alte sei an einem Fieber gestorben. Und so war dieser Fall erledigt. Ähnliche Vorfälle, welche einerseits die unschreibliche Noth der armen Leute und andererseits die Herzlosigkeit

der reichen Heiden darthun, ließen sich manche erzählen. Als die Noth im August und Anfang September wegen der ausbleibenden Regen aufs höchste gestiegen war, bekamen viele Familien wochenlang kein Brod mehr zu sehen; sie lebten nur mehr von wilden Kräutern, die längs der Flüsse zu finden waren, oder von dem Samen der Tamarindenfrucht. Für viele Leute war es das erste Mal, daß sie solche Speisen kosteten; die Noth trieb sie eben dazu. Ebenso sammelten viele die rothen Knospen der Kaktusflaude und genossen dieselben bald roh bald gekocht. Da darf es einen freilich nicht wunder nehmen, daß mancherorts Cholera und Dysenterie ausbrachen oder viele einfach aus Erschöpfung starben. 'Kamen solch ausgehungerte Leute zu meiner Wohnung, dann ließ ich ihnen zuerst Brod verabreichen. Mit wahrer Gier verschlangen sie dasselbe, und dann kamen sie manchmal wieder zu mir und warfen sich vor mir der ganzen Länge nach nieder, mit ihrer Stirne meine Schuhe berührend, um so ihren Dank mir zu bekunden.

Doch, Gott sei es gedankt, die Tage der schwersten Prüfung sind vorüber! Die endgiltige Entscheidung, ob die Hungersnoth für dieses Jahr gehoben sei oder nicht, bleibt freilich bei der zweiten Ernte, die im Februar und März stattfinden wird. Bis jetzt sind die Aussichten für eine zweite gute Ernte im allgemeinen günstig gewesen. Doch ist in den meisten Bezirken ein Regen noch durchaus nöthig. Möge Gott sich der armen Leute erbarmen und in diesem Jahre wenigstens eine Hungersnoth oder theilweise Theuerung ferne halten. — Ueber das religiöse Leben meiner Christen das nächste Mal."

Aegypten.

Die koptische Kirche und die günstigen Aussichten, die innerhalb dieses Zweiges der orientalischen Kirchen dem Werke der Wiedervereinigung sich öffnen, wurden wiederholt in den letzten Jahren von uns eingehend besprochen, und wir haben alles gethan, um die Theilnahme unserer Leser diesem wichtigen Unternehmen, das eine Herzensangelegenheit des Heiligen Vaters bildet, zu sichern. Die günstige Bewegung ist seit der Wiederherstellung der alten koptischen Hierarchie, Ende 1895 (vgl. Jahrg. 1896, S. 46), fortwährend im Wachsen begriffen, wie folgende Thatfachen erweisen, die uns durch den hochw. Herrn Dr. Michael Ghali, koptischen katholischen Priester und Stud. theol. in Innsbruck, freundlich vermittelt wurden.

1. Die Diöcese von Theben. In einem einzigen Jahre, vom Mai 1895 bis April 1896, fanden in dieser einen der drei neu errichteten koptischen Diöcesen rund 4000 Bekehrungen statt. — Im April 1896 wurden Msgr. Maximos Sedfaoui und Msgr. Ignatius Verzi zu Titularbischöfen von Hermopolis und Theben feierlich consecrirt (vgl. Jahrg. 1896, S. 167. 207). Diese ergreifende und bedeutungsvolle Feier und die ersten Hirtenreisen der Neuernannten gaben einen mächtigen Anstoß zu neuen Bekehrungen.

Nach den Berichten des Bischofs von Theben, Msgr. Ignatius, an Msgr. Sogaro fanden vom Mai 1896 bis April 1897 folgende Bekehrungen statt:

170 in Om-Duma,	170 in Rayana,
80 in Luxor, Keneh, Ghihéna,	260 in Mallavui,
Ghamma, Sohag u. Tahta,	205 in Hagar-Michta,
500 in Kom=Abu-Hagar, das ganze Dorf,	200 in Dur, in der Nähe von Tema,
81 in Donair u. Kom-el-Naggar, d. ganze Dorf v. Birbeh,	150 in Konaï, in der Nähe von Mathalafa,
90 in Azajia,	80 in Nag-Gost, in der Nähe von Guihenah,
41 in Kom-Gharab und Welad Elias (5 Mohammedaner),	150 in drei verschiedenen Dörfern.

Also alles zusammen mehr als 2000 und mit den 4000, die, wie wir schon gesagt, vom Mai 1895 bis zum April 1896 erfolgten, macht das in zwei Jahren „mehr als 6000 Bekehrungen“, wie Msgr. Ignatius Verzi in einer Note an den Heiligen Stuhl am 27. Mai 1897 berichtete. Diese Bekehrungen währen immer fort. Mit seiner Note sendete derselbe Bischof dem Heiligen Stuhle eine Bittschrift ein, die er durch die Post erhalten hatte, in welcher 308 Kopten ihren Willen, katholisch zu werden, ausdrückten. Solche Gesuche laufen oft ein. Andere Dörfer schicken Deputationen; so thaten es zwei Ende April 1897. Im Juni erhielt ich einen Brief von dem Jesuitenpater Jullien, in dem er sagt: „Die Bekehrungen der Dörfer dauern fort. Msgr. Ignatius ist sehr betrübt, nicht das nöthige Geld zu haben, um Kapellen und Schulen in den Dörfern, die sie verlangen, erbauen zu können, und er fürchtet, daß die Neubekehrten den Muth verlieren.“ Im Monat August theilte Dr. Athanasius Saba-El-Lail, Generalvicar dieses Bisthums, mit, daß mehr als 850 neue Bekehrungen geschehen seien: 250 in Nazlet-el-Radi, 400 wieder in Hagar-Michta, 25 Familien in Deir el Ganadela.

In Mallavui kommen jeden Tag neue Bekehrungen vor. Anfang September trat auch das Dorf Beniseg über und bot selbst Grund und Boden für eine Kirche an. Somit können wir seit der Weihe des Msgr. Macarius in der einzigen Diöcese von Theben ungefähr 8000 neue Katholiken rechnen.

2. Diöcese von Hermopolis. Aehnlich günstige Berichte kommen auch aus dieser Diöcese, obschon hier die genauen Ziffern unserem Gewährsmann noch nicht bekannt waren.

Beispielsweise zählt man in Mansalis bereits 600 Katholiken, in Elidem, Nazlet-Gattas und Busch, wo der hl. Antonius geboren war, 100. Und doch war vor zwei Jahren an diesen Orten die katholische Kirche noch gar nicht vertreten.

3. Auch die Patriarchal-Diöcese von Alexandrien kann erfreuliche Bekehrungen in Alexandrien selbst, wie in Mansurah, Tanta, Mahallah-el-Kebirah, Zagazig und Samanud aufweisen.

Das ist gewiß recht tröstliche Kunde. Die Zeit der Gnade für die koptische Kirche, der Erbin so glorreicher Erinnerungen, ist offenbar gekommen. Es gilt nun, sie recht gut auszunutzen.

„Zahlreiche Dörfer“, so schreibt der hochw. Herr Ghali, „haben sich bekehrt; diese brauchen Kirchen und Schulen, um sich im Glauben zu erhalten. Dank dem Heiligen Vater haben mehrere von ihnen, wie Sohag, Kom-Gharib, Chanaina, Birbeh, Kom-Esfat und Guihéna, schon ihre Kirchlein. Der Heilige Vater sorgt auch für die Erbauung eines Seminars in Tahta, wo viele Priester herangebildet werden, um die zahlreichen Bekehrungen zu fördern. Andere Dörfer, wie Kom=Abu-Hagar, Deir=el-Ganadela, Rayama, Douair, Azajia, Dur, Mallavui und Mathalafa, müssen noch auf ihre Kapellen warten. Es ist wahr, daß man bei so vielen Bedürfnissen mit einer kleinen Kapelle, die nur zwei- bis dreihundert Gulden kostet, zufrieden sein muß. Andere zahlreiche Dörfer sind schon angemeldet und würden bald sich bekehren; man zählt bei tausend, deren Bekehrung in Aussicht steht. Noch andere Dörfer wie Mallavui mit seinen 5000 Schismatikern versprochen, sich zu bekehren, sobald sie eine Kirche erhielten; sie bieten sogar den Baugrund zur Kirche an. Kommen wir diesen Dörfern nicht zu Hilfe, so bemächtigen sich derselben die Protestanten, welche in der Diöcese Theben bereits 120 Schulen besitzen.“

Zu diesen unmittelbaren Erfolgen in Aegypten selbst kommt noch die begründete Hoffnung, daß die Bewegung auch Abessinien ergreifen werde.

Nach alledem braucht es gewiß nicht erst vieler Worte, um unsere Leser für das große Werk der Befehrung einer ganzen Nation zu erwärmen. Der Heilige Vater und Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich haben durch freigebige Spenden bereits ein schönes Beispiel gegeben.

Westafrika.

Apostol. Vicariat Ubanghi. Stand der Mission. Die Mission vom Ubanghi ist eine der schwierigsten, die von den Vätern vom Heiligen Geiste verwaltet wird. Auf einer weiten an Abenteuern und Strapazen reichen Rundreise hat Mgr. Augouard während des letzten Jahres das ganze gewaltige Missionsgebiet besucht. Die Fahrt ging größtentheils auf einem kleinen Dampfboot den Ubanghi und seine Nebenflüsse hinauf. Der herrliche tropische Urwald ist hier überall noch von zahlreichen Elefantenherden und wilden Büffeln bevölkert, und das Boot wird auf dem Strome oft von den ungeschlachten Flußpferden förmlich belagert. Nach seiner Rückkehr flattete der thatkräftige Missionsbischof dem Präfecten der Propaganda, Cardinal Ledochowski, folgenden Bericht ab:

„Ich möchte Ew. Eminenz Rechenschaft geben über die bislang gemachten Erfolge und tröstlichen Fortschritte inmitten dieser wildesten Stämme von Mittelafrika. Ich thue es, indem ich die Stationen der Reihe nach Ihnen vorführe.

„1. Brazzaville, Hauptort des Vicariats, ist nunmehr vollständig eingerichtet. Außer der Elementar- und Secundärschule, die von 125 Knaben besucht wird, haben wir eine Gewerbeschule, in welcher die verschiedenen Handwerke gelehrt werden, und eine Ackerbauschule, um die Schwarzen zu einer rationellen Ackerwirtschaft anzuleiten. Es ist vor allem die Arbeit, welche die schwarze Bevölkerung Afrikas sittigen muß. Neben den Patres wirken in Brazzaville auch die St. Josephs-Schwester von Clugny, sieben an der Zahl. Sie unterrichten 120 Mädchen, leiten ein Spital für eingeborene Frauen und tragen opferwillig die Entbehrungen, welche unsere weite Entfernung von der Küste uns auferlegt.

„2. St. Ludwig am Ubanghi, an der Einmündung dieses Stromes in den Kongo und an 1200 km von der Küste gelegen, zählt etwa 100 Kinder in den Schulen und hat tröstliche Erfolge in zwei Dorfschaften aufzuweisen, in welchen sich jene armen Eingeborenen angesiedelt, die durch Flucht dem Kochtopf entgangen sind, für welchen sie beim Tode ihrer Häuptlinge schon bestimmt waren.

„3. St. Paul von den Stromschnellen, etwa 1800 km von der Küste, ist die schwierigste Mission und am meisten den gierigen Zähnen der hier hausenden Kannibalenstämme ausgesetzt. Doch können unsere Missionäre bereits die Dorfschaften durchwandern, in welche noch nie ein Europäer seinen Fuß zu setzen gewagt, und die wilden Bondschos beginnen etwas zahmer und zugänglicher zu werden, seit sie gewahrt werden, wie liebevoll diese Fremden (die Missionäre) sich ihrer Kinder und Kranken annehmen. Allein wie viel hat hier noch zu geschehen und welche Greuel sind hier noch abzustellen! Ein Knabe, der früher mich einmal nach Brazzaville begleitet hatte und mich in meiner Piroge zu begrüßen kam, erzählte: „Jeden Abend werden in meinem Dorfe 2—3 Kinder zwischen 10 und 15 Jahren getödtet, um mit ihrem Fleisch den Kochtopf zu füllen.“ Die Missionäre von St. Paul thun alles, was in ihrer Macht steht, um diese armen Kinder dem schrecklichen Schicksal zu entreißen, das ihrer wartet. Unter

derartigen Verhältnissen ist der Loskauf der Sklaven das einzige Auskunfts-mittel. Ich hatte den Trost, während meines Aufenthaltes in der Mission St. Paul 40 Knaben und Mädchen ihrem graufigen Verhängniß zu entreißen. Die armen Kleinen baten, sie nach Brazzaville mitzunehmen, um möglichst weit aus dem Bereich der gierigen Bondschoszähne zu kommen. Diese Mission von St. Paul ist mit den Almosen der Propaganda gegründet worden. Sie ist in besonderer Weise dem Werke

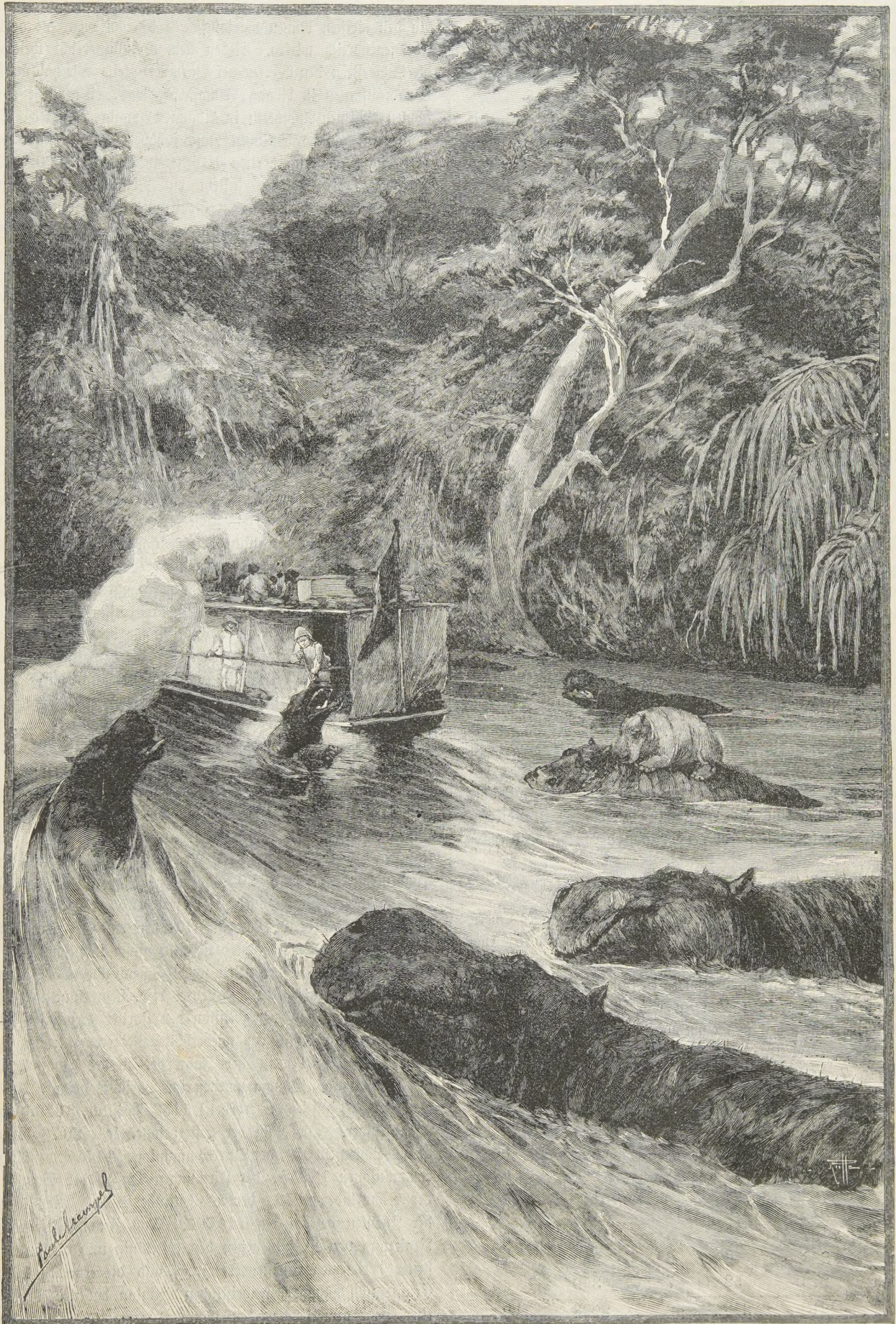


Eine Schwester in Brazzaville und ihre Negermädchen an der Arbeit.
(Nach einer Photographie.)

der Sklavenbefreiung geweiht und arbeitet in dieser Richtung theils durch Loskauf der Kinder, theils dadurch, daß sie die Eingeborenen allmählich zum Aufgeben dieser grausamen Sitten zu bringen sucht. Das Dorf Ndry, etwa 1200 Köpfe stark, besteht ganz aus solchen Flüchtlingen, die sich, um den wilden Bondschos zu entgehen, unter den Schutz der Mission gestellt haben. Täglich geht ein Missionär dahin, um den Leuten die frohe Botschaft zu verkündigen.

„4. Die Mission der heiligen Familie bei den Banziris, etwa 2200 km von der Küste entfernt, liegt in der Nachbarschaft mehrerer Stämme, die eine friedfertigeren Natur als die Bondschos haben. Die Erfolge sind ebenso rasch als tröstlich. Ein Häuptlingssohn hat bereits die erste heilige Communion empfangen. Er wird sich nächstens verheiraten, bei der Mission als Katechist verbleiben und bei der Befehrung seiner Landsleute und selbst der Nachbarstämme eine große Hilfe sein.

„5. Die Mission der Unbefleckten Empfängniß am Alimafluß ist in der Gründung begriffen, und die Stimmung



Die Flusspferde im Ubanghi. (S. 116.)

der Anwohner dieses Flusses, der sich ein wenig über dem Aequator in den Kongo ergießt, berechtigt zu den besten Hoffnungen.

„6. Die Mission St. Radegundis wird gegen Ende des Jahres ins Leben treten, sobald die neuen Missionskräfte anlangen.

„In all diesen Missionen wird namentlich den Schulen die größte Sorge zugewandt, denn sie sind das einzige Mittel, um einen Kern solider Christen heranzuziehen. Doch werden die Erwachsenen keineswegs vernachlässigt, und die Missionäre machen sich eine heilige Pflicht daraus, die Ortschaften auf der Suche nach verlorenen Schäflein zu durchwandern. Freilich setzt der Mangel an hinlänglichen Geldmitteln und Kräften unserer Unternehmungslust gewisse Grenzen.

„Seit meinem letzten Bericht wurden 253 Kinder losgekauft und den verschiedenen Stationen zugetheilt. Manche von ihnen sind infolge der Krankheiten und schlechten Behandlung, die sie früher erlitten, nach Empfang der heiligen Taufe bereits dem Himmel zugeeilt. Doch bilden die Uebriggebliebenen mit ihren Vorgängern zusammen noch immer eine hübsche Schar von über 500 Kindern. Sie machen uns die größten Kosten. Der Loskauf ist sozusagen nichts, da das einzelne Kind bloß 1—30 Frs. kostet, je nach dem Grade der Wohlbeleibtheit; allein es gilt, diese ganze kleine Welt aufzuziehen bis zu einem Alter, in dem sie sich selbst weiter helfen können. Das greift tief in unsere Missionskasse.

„Man darf ja nicht vergessen, daß unsere Hilfsquellen hier viel größer sein müssen als an der Küste, denn bei der großen Entfernung weit im Innern des Landes kostet der Warentransport uns 100—150 %. Um das Unglück voll zu machen, kommt der Krieg dazu und hält unsere Kisten und Ballen auf der Karawanenstraße fest. Unsere Tauschwaren und Vorräthe sind geplündert worden. Abgesehen von den verschiedenen Entbehrungen, die dadurch uns auferlegt wurden, haben wir einen Schaden von etwa 30 000 Frs. erlitten, da außer den Waren auch der im voraus bezahlte Lohn und die Lieferungen an unsere Träger verloren gingen, die theils getödtet wurden, theils entflohen.“

Der hochw. Bischof hegt das Vertrauen, daß allmählich die Mission durch Landbau und Viehzucht sich zum Theil selbst erhalten wird; vorderhand sei aber noch nicht daran zu denken.

Aus verschiedenen Missionen.

Kleinasien und Armenien. Einem Jahresbericht des Obern der französischen Jesuitenmission in Anatolien, P. André, entnehmen wir folgende statistische Angaben über den erfreulichen Stand der von den Patres und Schwestern (Hl. Josephs-Schwestern von Lyon und Schwestern Oblaten von der Himmelfahrt aus Nîmes, beide zum Theil aus einheimischen Elementen zusammengesetzt) geleiteten Schulen. Die Zahl der Patres beträgt 21, der Laienbrüder 7, der Schwestern 33.

	Schulen der Patres.			Schulen der Schwestern.	
	Zahl der Knaben.	Katholiken.	Lehrer.	Zahl der Mädchen.	Katholiken.
Adana	216	25	4	250	26
Cäsarea 1.	339	38	7	393	30
Cäsarea 2.	83	50	2	111	45
Sivas	623	26	11	407	9
Tokat	197	46	5	337	54
Amasia	288	6	6	250	14
Marşivan	273	52	7	350	46
	2019	243	42	2098	224

Viele dieser Schulen, zumal die der Mädchen, sind Internate. An den meisten blühen marianische Congregationen, die auch hier sehr segensreich wirken. Neben dem Schulunterricht weihen sich die Schwestern den Werken der Barmherzigkeit. Sie haben Kinderbewahranstalten in Adana, Amasia, Sivas, eine Reihe Arbeitsschulen, Armen-Apotheken in Adana, Amasia, Cäsarea, Sivas, Tokat, die außerordentlichen Zulauf haben. In Amasia wurden z. B. im Berichtsjahre etwa 12 000, in Sivas 18 000 Patienten behandelt. In Cäsarea besteht ein Noviziat für einheimische armenische Schwestern, die zu Gehilfinnen erzogen werden. Der Jahresunterhalt einer Postulantin kostet 300 Francs. — **Japan.** Erzdiocese Tokio. In seinem letzten Jahresbericht bringt der hochw. Herr P. Vigroux aus dem Pariser Seminar wieder seine armen Pfleglinge im Ausfährigenheim von Gotemba in Erinnerung. Das Spital zählte im Vorjahre 82 Ausfährige. Eine Vermehrung der Zahl ist unmöglich ohne Vergrößerung des Baues. Darum soll zunächst der Frauenflügel verlängert werden. Das Haus erhält dann zugleich eine regelmäÙigere Gestalt, da dieser Flügel kürzer war. Zwischen den beiden Abtheilungen liegt die Kapelle, die für 100—150 Personen Raum bietet. Die Kranken, zwei ausgenommen, gehören alle den armen Klassen an und bringen bloß ihre Lumpen mit. Die Mission muß für alles selbst aufkommen und ist fast allein auf die Almosen aus Europa angewiesen. Der japanisch-chinesische Krieg, so führt Herr Vigroux aus, hat trotz der bedeutenden Kriegsschädigung eine große Vertheuerung aller Lebensmittel und anderer Waren zur Folge gehabt. Die Kolonisation der Insel Formosa verschlingt ungeheure Summen, und der starke Export schnellst die Marktpreise im eigenen Land immer mehr in die Höhe. Der Missionär bittet daher dringend, die Anstalt von Gotemba, welche für die katholische Mission in Japan von großer Bedeutung ist, auch fernerhin durch Almosen zu unterstützen. — **China.** Süd-Schantung. Der Jahresbericht des in Europa weilenden Apostol. Vicars Msgr. Anzer gibt folgendes Bild: Gesamtzahl der getauften Christen 9027, Katechumenen 16 531. Getauft wurden im Berichtsjahre 2089 Heiden, 117 Kinder von Christen, 7236 sterbende Heidenkinder; Firmungen 1279, Beichten 16 649, Communionen 14 509, Letzte Delungen 130, Trauungen 81; Kirchen besitzt die Mission 3, Kapellen 58, Gebetslocale 214, Priesterseminar 1 mit 7 Alumnen, Knabenseminar 1 mit 20 Zöglingen; höhere Schulen 6 mit 82 Schülern, Volksschulen 121 mit 1256 Knaben und 345 Mädchen, Waisenhäuser 4 mit 340 Kindern, Greisenasyle 3 mit 80 Insassen. Das Missionspersonal umfaßt 1 Bischof, 40 europäische Missionäre (31 Priester und 9 Laienbrüder), 5 einheimische Priester, 260 Katechisten und Lehrer resp. Lehrerinnen. — **West-Sutschuen.** Daß diese Mission des Pariser Seminars sich von der Verfolgung 1895 trotz wiederholter kleinerer Unruhen wieder gut erholt hat, beweist der Jahresbericht des Apostol. Vicars Msgr. Durand. Danach wurden im Vorjahre getauft 1037 Erwachsene (781 auf dem Sterbebett), 1153 Christen-, 31 106 sterbende Heidenkinder. Die Zahl der Osterbeichten war 26 784, der Andachtsbeichten 23 054, der Ostercommunien 14 518, der Andachtscommunien 15 953, der Firmungen 1440, der Schulen 184, der Schulkinder 2553, der Waisenkinder 438. Die Gesamtzahl der Christen beträgt etwa 40 000. Das stramme Vorgehen der Regierung von Peking gegen den Vicekönig und die andern Anstifter der letzten Christenverfolgung und die erneuten kaiserlichen Erlasse zum Schutze der christlichen Religion haben in der Provinz einen sehr bemerkenswerthen Eindruck gemacht. Selbst die einst

so feindselige Gelehrtenkaste beginnt allmählich die christliche Lehre vorurteilsloser zu betrachten. Die bedeutenden Strafgelehrten, die an die Mission gezahlt werden mußten, haben dieselbe in stand gesetzt, ihre Bauten wieder aufzurichten. Das neue Spital von Tschien-tu ist vielleicht das schönste Gebäude der Stadt. Gleichzeitig sind hier 5 große Kirchen im Bau begriffen. — Kiangnan. Die Entwicklung dieser blühenden Mission französischer Jesuiten wird durch folgende Uebersicht veranschaulicht.

Jahr.	Priester.	Gemeinden.	Christen.
1847/1848	26	351	60 963
1850/1851	37	391	71 063
1860/1861	48	405	77 418
1870/1871	73	486	80 856
1880/1881	87	580	99 154
1890/1891	130	716	103 391
1891/1892	124	722	104 073
1892/1893	134	728	105 353
1893/1894	134	739	106 273
1894/1895	136	755	107 610
1895/1896	142	801	109 188
1896/1897	149	817	111 605

Zu den 111 605 getauften Christen im Jahre 1897 kamen noch 22 685 Katechumenen. Während des Jahres 1897 wurden getauft: Erwachsene 2249 (davon 757 auf dem Todesbett), Kinder von Christen 3740, von Katechumenen 284, von Heiden 31 969. Predigten 11 444, Christenlehren der Missionäre 17 930, Firmungen 4652, Osterbeichten 72 963, Andachtsbeichten 399 061; Ostercommunien 66 399, Andachtscommunien 478 996; Letzte Oelungen 2285, Trauungen 1207; Knabenschulen 314 mit 8502 Schülern (wovon 5588 Christen), Mädchenschulen 424 mit 5706 Schülerinnen (wovon 5048 Christen). Das Missionsgebiet umfaßt die beiden Provinzen Kiang-su und Ngang-ho-ei mit zusammen 15 chinesischen Präfecturen und 122 Unterpräfecturen und einer Gesamtbevölkerung von annähernd 50 Millionen. Die Mission ist trefflich organisiert und zerfällt in 16 Sectionen und 91 Districte. Jeder Missionsdistrict wird aus einer größern oder geringern Zahl von Christengemeinden gebildet und untersteht einem Missionär; mehrere Districte bilden zusammen eine Section mit einem P. Minister als obersten Leiter. Das Missionspersonal bestand 1897 aus 1 Bischof, 125 Priestern der Gesellschaft Jesu (davon 14 Chinesen), 28 Scholastikern (16 Chinesen), 26 Laienbrüdern (14 Chinesen). Dazu kommt ein Weltklerus von 23 Priestern sowie 9 Theologen, 21 Alumnen des Knabenseminars und 25 „Latinisten“. Männliche religiöse Genossenschaften: 14 „Kleine Schulbrüder Mariens“, 20 Katechisten von der chinesischen Congregation der heiligen Gottesmutter; weibliche religiöse Genossenschaften: 26 Carmeliten (16 Chinesinnen), 78 „Helferinnen der armen Seelen“ (35 Chinesinnen), 20 Barmherzige Schwestern vom hl. Vincenz von Paul, 91 sogen. Präsentandines, alle Chinesinnen. Dazu kommen noch 104 gewöhnliche Katechisten, 410 Lehrer, 551 Lehrerinnen und etwa 700 Jungfrauen, die in den Schulen, Waisenhäusern etc. und als Wandertäuferinnen Dienste leisten. — **Sinterindien.** Aus West-Tongking gibt der Hilfsbischof Mgr. Marcou Kunde über eine erfreuliche Bewegung zum Christenthum, besonders in der Provinz Thanh-Hoa. Ein einheimischer Priester besuchte dort in einem großen Dorfe eine Familie, die Unterricht in der christlichen Lehre verlangt hatte. Alles drängte sich hinzu, um den Lehrer der fremden Religion zu

sehen und ihm zu lauschen. Der Missionär hatte den ganzen Tag zu thun, um der Wißbegierde zu genügen. Als er am folgenden Morgen abreisen wollte, kamen neue Scharen von Besuchern und baten ihn dringend, doch noch einige Tage zu bleiben, da noch viele andere ihn sehen und sprechen möchten. Nur mit Bedauern sahen die guten Leute den Priester endlich scheiden. Allein kaum hatte der Hof in Hué von diesen Vorgängen Kunde erhalten, so kamen Befehle, die Befehrung neuer Dörfer zum Christenthum zu verhindern. Die Mandarine sandten überallhin ihre Boten aus, welche den Vorstehern der verschiedenen Ortschaften ein diesbezügliches, mit dem Siegel des Mandarins versehenes Schreiben vorwiesen, jedoch mit dem Verbote, dasselbe zu copiren, um kein Beweisstück dieser vertragswidrigen Heherei gegen die christliche Religion zu liefern. Der neue Statthalter von Thanh-Hoa beschied gleich bei seinem Amtsantritt sämtliche Districtsvorsteher zu sich und gab ihnen deutlich zu verstehen, daß er das Vordringen des Christenthums um jeden Preis verhindern wolle. All dies geschah, um von neuen Befehrungen abzuschrecken. Nicht wenige lassen sich dadurch auch wirklich zurückhalten. „Es ist gefährlich,“ sagen sie, „ein Christ zu werden.“ Trotzdem hat der heilige Glaube in eine Reihe neuer Ortschaften Eingang gefunden. Ke-Ben z. B. hat 150, Mue-Sin 100, Nhan-Lo 20, Qua-Vang 50 neue Katechumenen. — **Afrika.** Aegypten. „Wir haben“, so schreibt die Franziskanerin Schwester Maria Erzengel aus Kairo, „hier in Aegypten 14 Niederlassungen, in denen 600 Waisenfinder erzogen werden; 400 davon kommen auf unsere Häuser in Kairo und Alexandrien. In Kairo halten wir außerdem ein Findelhaus, wo wir im Augenblick für 100 Kleinte samt ihren Ammen zu sorgen haben. Es vergeht kein Tag, an dem nicht das eine oder andere dieser armen Würmchen stirbt, aber auch keiner, an dem nicht ein Ersatz eintrifft. Zu diesen Anstalten kommen unsere Schulen. Nur sehr wenige Schülerinnen können ein kleines Schulgeld entrichten, die große Mehrzahl muß umsonst gehalten werden. Und doch sind unsere Hilfsquellen sehr gering und wir von Schulden fast erdrückt.“ — **Absessinien.** (Italienische Kolonie Eritrea.) In Asmara hat der italienische Missionsverein Associazione per proteggere i missionarii Cattolici italiani eine neue hübsche Kirche erbaut, die am 10. October v. J. eingeweiht wurde. Der Apostol. Präfect Rev. P. Michael da Carbonara O. Cap., zwei andere Kapuzinerpatres, 15–20 eingeborne Priester fungirten im Chor; die Zöglinge von Keren und Arrar, die Schwestern und Schulkinder und eine dichte Schar Eingeborner füllten das Schiff. Auch Generalmajor Caneva war zur Verherrlichung des Festes mit glänzendem militärischen Gefolge und einer Compagnie Soldaten aufgezogen. Allem Anschein nach erholt sich die Mission nach all den schweren Prüfungen wieder. — **Somali-Land.** Wir haben bereits früher (Jahrg. 1896, S. 228) über die Bemühungen des P. Evangelista O. Cap. berichtet, eine Grammatik und ein Wörterbuch der schwierigen Somali-Sprache herzustellen. Dank der großmüthigen Unterstützung des englischen Lord Delamer ist dasselbe nunmehr in London (Trübner u. Cie., 1897) erschienen unter dem Titel: *Evangeliste de Larajasse* (O. Cap.) and *Cyprien de Samont* (O. Cap.), *Practical Grammar of the Somali Language with a Manual of Sentences*, und *E. de Larajasse*, *Somali-English and English-Somali Dictionary*. „In Berbera“, so berichtet darüber der „Globus“ II (1897), 179, „befindet sich eine katholische Mission, an deren Spitze seit fünf Jahren der dem Franziskanerorden (es sind Kapuziner) angehörige Pater de Larajasse steht, welcher, um

das Werk der Bekehrung unter den Somali zu fördern, sich lebhaft für deren Sprache interessirte, wobei ihn P. Cyprian de Samont von demselben Orden unterstützte. Die eingehenden Arbeiten beider Männer liegen jetzt vor, und man muß gestehen, daß ihre Leistungen weit über jene des Engländers Hunter und des Deutschen Schleicher hinausgehen." — **Französisch-Kongo.** P. Dérouet aus der Genossenschaft der Väter vom Heiligen Geist hat ein Wörterbuch „Französisch-Fiote“ herausgegeben und wurde für seine Verdienste um die Erforschung der Kongo-Sprachen von der französischen Akademie ausgezeichnet. — **Senegambien.** An der Westküste ist eine neue Apostol. Präfecture unter dem Namen Französisch-Guinea errichtet und den Vätern vom Heiligen Geist anvertraut worden. Ihre Grenzen sind im Norden das portugiesische Senegambien, im Süden die englische Kolonie Sierra-Leone, im Osten eine Dreiecklinie zwischen den obern Flußgebieten des Senegal und Niger, im Westen der Ocean. Der erste Apostol. Präfect ist R. P. August Vorber, ein geborner Straßburger. — **Vereinigte Staaten.** Ein Werk, das unserem glorreich regierenden Papste besonders auch am Herzen liegt, ist die weitere Entwicklung und Ausdehnung des Vereins der Glaubensverbreitung, des größten und ältesten der katholischen Missionsvereine. Zweimal hat er in

seinen Rundschreiben Sancta Dei Civitas und Christi nomen ihn den Gläubigen besonders ans Herz gelegt. Dieser Anregung folgend, hat der Centralvorstand in Frankreich eigene Delegaten nach Mexico und Südamerika entsandt und dort einen neuen Aufschwung des Vereins herbeigeführt. Im Laufe des letzten Jahres sind auch zwischen Cardinal Rampolla und Cardinal Gibbons, Erzbischof von Baltimore, besondere Verhandlungen gepflogen worden, um dem Verein in den Vereinigten Staaten neues Leben einzuhauchen. In einem Schreiben des Centralvorstandes an den hochw. Herrn A. Magnien, Professor am St. Mary's College in Baltimore, der die Sache in seine Hand nehmen soll, wird mit Recht darauf hingewiesen, daß die Kirche der Vereinigten Staaten hierdurch nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfülle, da sie in ihrer Entwicklung während der letzten 50 Jahre durch den Verein, der an 27 Millionen Francs ihr zugewiesen, erheblich gefördert worden sei. Nachdem nunmehr die nordamerikanische Kirche festen Bestand genommen, sei es ihre Pflicht, auch selbst am großen Welt-Apostolate der Kirche sich ausgiebiger zu betheiligen. — **Südamerika.** Letzten Herbst sind wieder 60 italienische Salesianer und 50 Maria-Hilf-Schwwestern von Turin aus nach den verschiedenen Missionsgebieten Südamerikas abgegangen.

Für Missionszwecke.

Verzeichniß der im Monat December eingegangenen Gaben.

	Marf.		Marf.		Marf.
Für die dürftigsten Missionen:		Von G. & M. B. in Lösch	5.09	Für die Missionen der Kopten in Aegypten:	
Von R. N., Nottenburg	200.—	Von Frau C. D. in Racine, Wisc.	205.—	Von Barthol. Mayer, Kaplan in München	112.—
Von Stadtpfarrer Schaffer, Raibor.	100.—	Für die Nothleidenden in Armenien und Mesopotamien:		Für die Mission der Ursulinen im Felsengebirge (Nordamerika):	
Von Bollenburg	14.—	Von Vicar Leuchter in Stoppenberg	20.—	Durch die „Einger theol. pract. Quartalschrift“	
Von Rev. B. Sonderlage, Morgan, Minn.	20.50	„Dem lieben Jesuskindlein“	100.—	in Linz a/D.	84.87
„Zu Ehren des hl. Franciscus Xaverius“	6.—	„Zu Ehren des göttl. Jesuskindes und der ohne Makel der Erbsünde empfangenen Gottesmutter Maria“	100.—	Für Postauf und Unterhalt von Siedenskindern:	
Von Kötlin	10.—	Von Ungenannten in Gg.	3.—	Von Marienbofch	42.—
„Ex voto“	5.—	Von Kaplan Roggo in Guschelmuth	8.15	Von Pfarrer Gültlein in Rastatt	12.96
Von A. v. d. A., Kötlin	10.—	Von Leutkirch im Allgäu	20.—	Von von B. B.	21.—
Von R. N.	5.45	Für die Missionen in Indien:		Von Missionspfarrer Kühling in Bant-Wilhelmschaven	21.—
Von Rev. B. de la Porte, Wheaton, Ill.	16.40	Von Bina Zimmeler in Bant	40.—	Von Ungenannt aus Deutschland	2012.50
Von Anton Giltel, Cleveland, Ohio	8.20	Von J. M. R.	100.—	Von M. R. in Gg.	5.—
Von dem Bregenzerwald von G. F. G.	103.39	Vom Antoniusbrot in Ravensburg	100.—	Von Carl Schmitt, Vicar in Eingen	42.—
Von Ertingen	201.35	Von Ungenannt in Braunsberg	95.—	Durch P. Diel in Bienenbeck	21.—
Von St. Theiler in Ghermannstadt	3.—	Von Bernh. Kemer in Baustetten	350.—	Von Lehrer Dalger Wittne in Schlatt	10.—
Von Dr. Kellner in München	50.—	Von Friedr. Schnettler, Vicar und Redacteur in Delinghausen	200.—	Von der höheren Mädchenschule der Ursulinen in Berlin	113.50
Von Peter Mayer in North Ridgeville, Ohio	82.—	Von Pfarrer Kobout in Brand	3.39	Für Postauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von Ungenannt aus Deutschland	2000.—	Durch die „Gellenkirchener Zeitung“ in Gellenkirchen	22.50	„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae“	100.—
Papalino	10.—	Von K. A. B. S.	5.—	Von Frau C. D., Racine, Wisc.	205.—
Von M. R. S.	45.—	Von Leutkirch im Allgäu	20.—	Von Ungenannt „Ferdinand“	21.—
Für nothleidende Missionspriester zur Verfolgung von hl. Messen:		Durch die „Einger theol. pract. Quartalschrift“		Von Kaplan Roggo in Guschelmuth	20.—
„Pro cognatis et benefactoribus“	1500.—	in Linz a/D.	85.—	Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von dem Bregenzerwald von G. F. G.	100.—	Von Kaplan Roggo in Guschelmuth	8.15	Von Vicar Zanfer in Beuren	17.—
Von B. Herder, Verlag in Wien	5.09	Für die Missionen in Palästina:		Papalino	7.50
Von Kaplan Wittichen in Trier	98.20	Durch die „Einger theol. pract. Quartalschrift“		Für den Bonifatius-Verein:	
Von Ertingen	25.—	in Linz a/D.	84.80	Papalino	4.50
Von B. Hebel, Pfarrer, Dietrichshofen	30.—	Für die Missionen in Afrika:		Für den Kindheits-Jesu-Verein:	
Von Pfarrer Frank in Steinberg	11.—	Von J. Voos in Tholey	300.—	Von Ungenannt	1.—
Von Lehrer Korf in Jülich	34.—	Von Pfarrer Link in Dohemingen	10.—	Für den Schutengel-Verein:	
Von Pfarrer Bamer in Krasnopole, Rußland	75.60	Von Gg. J. Carrh, Port of Spain (Trinidad)	19.14	Von Ungenannten in Gg.	1.—
Von drei Personen in B.	15.—	„Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist!“	5.—	Für den Heiligen Vater:	
Von Herzogenburg	33.80	Von Dr. Kellner in München	50.—	Von den Schwestern v. a. R. J. in Maastricht	27.—
Von D. Sch., Coblenz	1.—	„Miserere, Domine, famulae tuae def. Magdalene“	100.—	„Zu Ehren des göttl. Jesuskindes und der ohne Makel der Erbsünde empfangenen Gottesmutter Maria“	100.—
Von A. Kleinert in Jottwitz	22.—	Vom dem Provinzial der Barmherz. Brüder in Neuburg a/D.	110.—	„O unbefleckte Empfängniß, bitte für den Heiligen Vater und die ganze katholische Kirche“	15.—
Von G. Eberhard in Walfatt	4.—	Von Fräulein Gerda Weiser in St. Wendel	64.—	Von Ungenannten in Gg.	1.—
Von Pfarrer Greiner in Obermoujour, Rußland	134.20	Für die Jesuitenmissionen am Sambesi (Südafrika):		Papalino	6.—
Von S. G. in Sch bei Offen	18.—	„Gott segne es und helfe uns in unsern Anliegen“	20.—	Für verschiedene Zwecke:	
Von R. F. M., St. L.	400.—	„In hon. B. M. V. sine labe orig. conceptae“	20.—	Von J. Zinsbrud	16.90
Von Curat Schuster in Niedermitsberg	48.—	Von Lehrerin Thiele in Delbrück	200.—	Von K. A. B. S.	3.—
Von Geistl. Rath Kirchner in Schöffels	199.—	Für die Hungersnoth in Südafrika:		Von J. Martin, bishöfl. Secretär in Trier	4.—
Von Kaplan Hummel in Ravensburg	27.—	Von Ungenannt	30.—	Von Mgr. Werber, Stadtpfarrer und Decan in Radolfzell	71.16
Von Ungenannten in Gg.	10.—	Von drei Personen in B.	8.80	Von Leutkirch im Allgäu	10.—
Papalino	3.—	Von K. A. B. S.	2.50	Von Bienenbeck (für eine arme Jesuitenmission)	50.—
Von Dr. Heilig in Gletwitz	30.—	Von Leutkirch im Allgäu	60.—	Von B. G.	5.—
Für die Missionen in China u. Japan:					
Von Clemens Marfarb in Trpin	5.09				
Von Melotte aus Born	2.—				
Von Pfarrer Prandt in Gangelt	5.—				
Von Pfarrer Herrmann in Oltro	9.05				
Von Pfarrer Schäfer in Einsheim	100.—				
Von Pfarrer Dämmer in Jülich	11.—				
Von Pfarrer Borch in Eldorf	15.—				

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **Adolph Streber**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. Herausgeber und Verleger für Oesterreich-Ungarn: **B. Herder, Verlag**, Wien I, Wollzeile 33. Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: **Josef Kraft**, Graz (Steiermark). Zuschriften an die Redaction und Missionsgaben find nur nach Freiburg im Breisgau zu richten (nicht nach Wien).

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. — Redactionschluss und Ausgabe: 15. Januar 1898.

Der Abdruck der Aufsätze aus den „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, jener der Nachrichten nur mit Quellen-Angabe erwünscht.

B. HERDER, 17 South Broadway, ST. LOUIS, Mo.